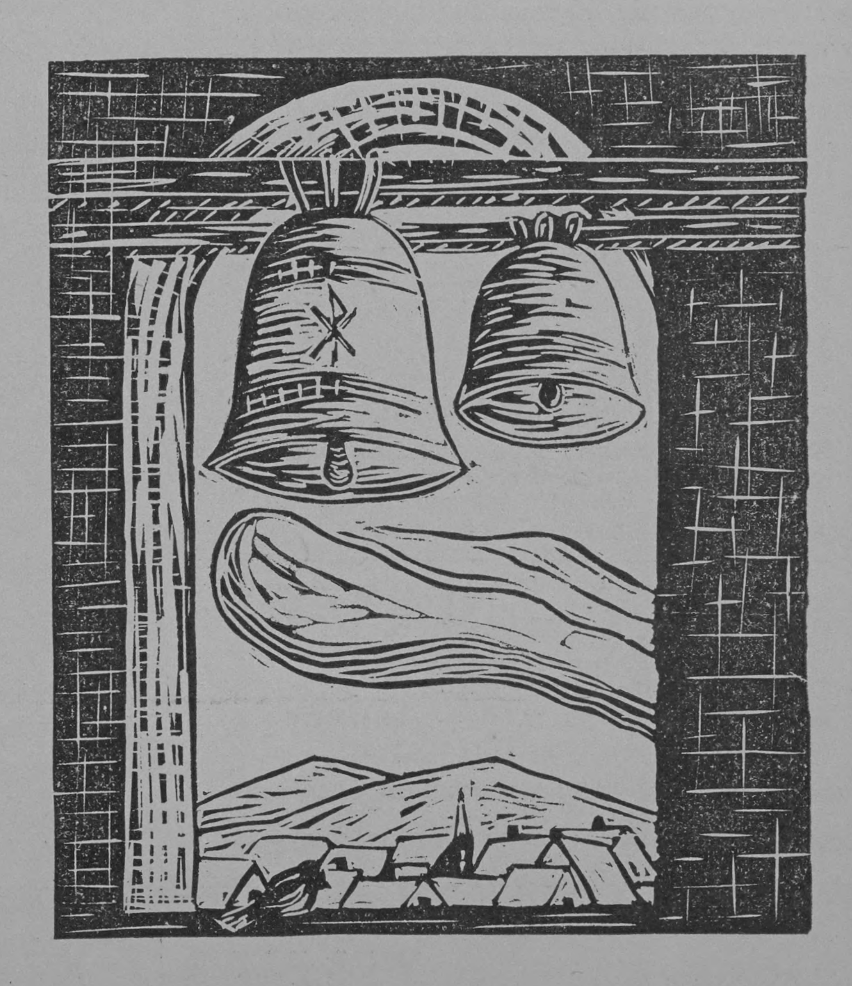
MARIENBOTE



Dezember 1941

INHALT

Seite

★

CONTENTS

Page

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 3 Dezember 1941 10. Jahrgang

Dies und Das

Advent. "Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet Ihn herab", dieses Adventslied passt wie kein anderes Lied in unsere Zeit. Denn solch einen Schrei nach Gerechtigkeit wie unsere Tage ihn hören müssen, hat wohl kaum ein anderes Zeitalter erlebt.

Der Schrei nach Gerechtigkeit! Man hat ihn bestimmt nicht erwartet, als man jene Kultur zu bauen begann, deren wir uns heute so sehr rühmen. "Fortschritt' war der Geist dieser Kultur, und dieser Fortschritt wurde der Welt zum neuen Messias, den man an Stelle des alten Heilandes zu verehren und zu verherrlichen begann. Was brauchte man auch noch den alten Heiland mit seinen Lehren vom Kreuz, von seliger Armut und von künftigen Paradiesen? Der Fortschritt versprach sofortiges Paradiesleben. Er brachte Arbeit und Brot. Er sprach von vollständiger Erlösung aus aller Armut und von ewigem Frieden unter den Menschen. Denn: Wozu noch Streit und Kampf auf Erden, wenn jeder genug zu essen und zu leben hat?

So dachte man, und liess den Fortschritt rüstig voran schreiten. Begeistert schauten die Menschen auf seine technischen, auf seine wirtschaftlichen, medizinischen und wissenschaftlichen Wunderwerke, die immer versprechender wurden und das Paradiesleben immer näher zu bringen schienen. Bis dann endlich der Tag kam, an dem man einsehen musste, dass wohl viel Herrlichkeiten da seien — aber nicht das Glück! Neben wirtschaftlichem und technischem Reichtum wuchs die Armut! Neben wuchtigen Fabriken und strahlenden Palästen die unzähligen Hütten der Armen! Neben Glanz und Genuss Erbitterung und Verzweiflung!

Und dann kamen Revolutionen und der Krieg von 1914-1918. Millionen Leben und Millionenwerte wurden geopfert. Man gab sie hin in der festen Ueberzeugung, dass sie zwar ein teurer, im letzten Grunde aber doch unfehlbarer Preis für den Weltfrieden der Gerechtigkeit seien. Jene Gerechtigkeit, die der Fortschritt nicht geben konnte, hoffte man durch Krieg und Gewalt erreichen zu können.

Und der Krieg ging vorüber — und kam wieder. Mit doppelter Wut und dreifachem Schrekken ist er zu uns zurückgekehrt. Es waren eben die Opfer des ersten Weltkrieges noch lange nicht gross genug. Ja, sie scheinen überhaupt keinen Wert gehabt zu haben, denn von einer besseren Gerechtigkeit sah die Nachkriegszeit auch nicht den leisesten Schatten. Im Gegenteil: Es ist, als wenn die Gerechtigkeit uns schon seit Jahren voll und ganz verlassen hätte. So sehr, dass die Sehnsucht der Menschen und Völker nach ihr in wildes Rasen ausgebrochen ist.

"Krieg" nenen wir dieses Rasen. Und die Menschen betrachten diesen Krieg wieder einmal als einzigen und sichersten Weg zur Gerechtigkeit.

Wo soll das alles einmal enden? Dieser Fortschritt, von dem man sich alle Erlösung verspro-

chen, dafür aber einen furchtbaren Fortschritt des Hassens und des Kriegens ernten musste? Wenn wir zurückschauen auf den Weg, den dieser Fortschritt in die Geschichte der Menschheit geschnitten, auf diesen Weg mit seinen Tränen und Ruinen, mit seinen unübersehbaren Reihen alter und neuer Soldatengräber, mit seinem Hassen und seinen Schrecken, dann richten sich unsere Augen wie von selbst sehnsüchtig flehend zu den Sternen empor: Tauet Himmel, den Gerechten!

Und wir tun das einzig Richtige, wenn wir unser Sinnen und unser Sehnen auf andere Welten richten. Von dieser Welt ist nichts zu erwarten. Denn ihre Kriegs- und ihre Friedensspekulationen stehen auf einem Grundsatz, den einer einmal als "Kampf um den Futtertrog" bezeichnet hat. Scharf ist dieser Ausdruck. Aber es ist nun einmal Tatsache, dass die Ideale unserer Tage nicht weiter gehen als bis zum Geld, bis zur gewinnreichen Wirtschaft und bis zu einem heiteren, genussreichen Lebenstag. Mehr als das will man nicht. Es sind diese Wünsche aber gerade genug, die Erde in eine Hölle zu verwandeln.

"Tauet Himmel, den Gerechten." Wenn Er doch zurückkäme in die Herzen der Menschen. Wenn Er doch Sein Licht herabsenden wollte in diese lichtlose Welt, die nach Gerechtigkeit schreit, und Ungerechtigkeit tut. Die nach Frieden schmachtet, zu gleicher Zeit aber alles tut, das Friedfertige auf Erden zu vernichten.

"Tauet Himmel, den Gerechten". Er würde kommen, wenn man Ihn aufnähme. Er würde eher kommen, wenn Er mehr Getreue hier auf Erden hätte, die, gleich dem Täufer Johannes, mit zündenden Worten auf Ihn hinweisen, wenn immer über Gerechtigkeit und Frieden geredet und verhandelt wird.

Jahresabrechnung von 1941. Mit dem Monat Dezember nimmt das Jahr 1941 von uns Abschied. 1941 gehört ganz gewiss nicht zu jenen Jahren, die man schnell vergisst. So und so viele Städte sah es in Ruinen zerfallen. So und so viele Meilen Land vom Krieg überrannt und verwüstet. So und so viele Menschen erschlagen, erschossen, vergiftet, verhungert, gestürtzt und ertrunken. So und so viele Mütter, Väter, Schwestern und Bräute in Tränen. So und so viele Rohstoffe verschossen und vernichtet, und so und so viele Nahrungsmittel den Hungernden ferngehalten.

Das wäre die rein irdische Abrechnung mit 1941. Neben dieser Abrechnung steht noch eine andere: Die Abrechnung des Geistes. Die hier in Betracht kommenden Werte heissen: Gottesglaube, Gottesgehorsam, Liebe, Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Sitte.

Welche Zahlen können wir hinter sie stellen?

Gottesglaube: Hier und da noch. Und zwar meistens ganz privat. Gottesgehorsam: Fast keiner mehr in der Welt. Man kann ja doch nicht zwei Herren dienen. Entweder Gott mit seinen Plänen, oder die Welt mit den ihren. Und der Welt ist es doch interessanter zu lauschen als der Kirche mit ihren "frommen" Gottesplänen!

Liebe: Wir haben so viel Mangel an diesem Gut, als der Hass im Jahre 1941 gross war. Und das ist eine ganz gewaltige Summe. Menschlichkeit: Die zwölf Kriegsmonate des scheidenden Jahres können davon zeugen. Gerechtigkeit: So etwas haben wir überhaupt nicht. Sonst wäre das Jahr 1941 ja doch kein Kriegsjahr gewesen. Und Sitte: Ja nun, es gibt eben viel verdorbenes Volk in der Welt.

Ziehen wir jetzt einen dicken Strich unter diese Rechnung und zählen wir zusammen. Welche Summe kommt heraus? Erworben: Nichts. Verloren: Unersetzbares.

Viele Menschen, wohl die meisten der heute Lebenden, werden sich mit dieser Abrechnung garnicht einverstanden erklären. Nach ihrer Ansicht ist noch garnichts verloren. All die tragischen Verluste, die der Krieg gebracht, seien als notwendiger Preis für jene schönere Zukunft zu betrachten, auf die ein jeder während des Jahres 1941 zuzusteuern versuchte. "Wer in Tränen sät, wird in Freuden ernten", stehe ja selbst in der Hl. Schrift geschrieben.

Jawohl, so steht es im Buche Gottes geschrieben. Es sind dort aber nicht jene Tränen gemeint, mit denen man heute sät. Die Tränen des Kreuzes, die Tränen opfernder Liebe, die Tränen der Sehnsucht nach Gott im Herzen, in Frieden und Gerechtigkeit, das ist nach dem Buche Gottes die heilige Saat, deren Frucht Freude ist.

Das Jahr 1941 hat nicht viel von dieser Saat gesehen. Fast überhaupt nichts. Und deshalb ist auch alles entgültig verloren, was man vom ersten Januar bis zum heutigen Tage verloren hat.

Es ist ja wahr: Die Zeit wird kommen, wo der eine oder der andere Krieger seinen Fuss auf den gefallenen Gegner setzen wird. Aber, was wird dann gewonnen sein? Frieden? Frieden können wir nur das nennen, wenn sich zwei in Liebe und Freundschaft die Hände reichen. Alles andere ist Gewaltsache. Und Gewaltsache sät Fluch, Rachedürsten, Hinterlist, Hass und Gegengewalt. Sind die Aussichten auf solch eine Ernte nicht gross nach all dem, was man im Laufe des scheidenden Jahres gesät?

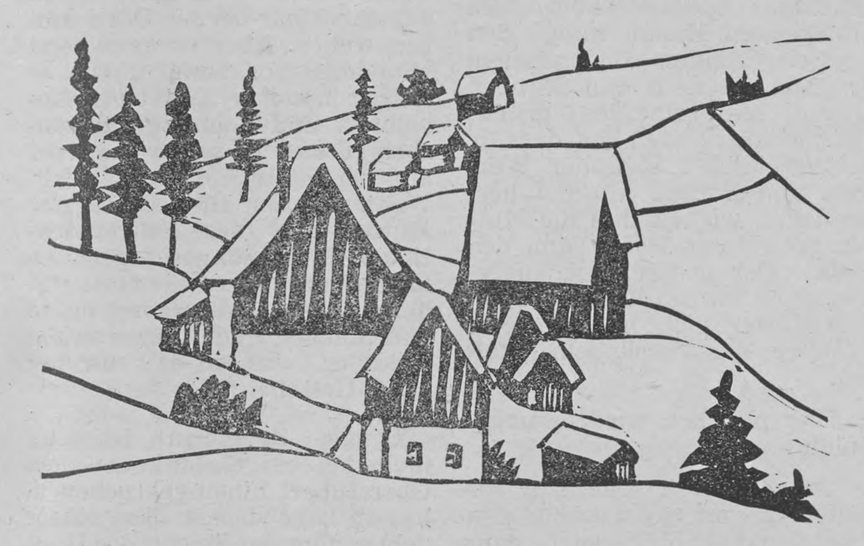
Das wäre unsere Jahresabrechnung. Hinzufügen möchten wir aber doch noch die Taten jener, die treu beim Lichte standen. Beim Lichte, das von oben kommt. Auch solche hat das Jahr 1941 gesehen, und um ihretwillen werden spätere Zeiten doch noch etwas zu segnen haben, wenn sie an 1941 zurückdenken.

Noch ist das Licht nicht aus. Noch gibt es Menschen, die es hochzuhalten wagen, den Finsteren ins Gesicht und den Schwankenden zur Stärkung. Solange es noch solche gibt, ist auch die Hoffnung nicht dahin: Die Hoffnung auf eine wirklich bessere Zukunft christlicher Gesinnung, christlicher Gerechtigkeit und christlicher Liebe.

Der Schriftleiter.

Das Christkinderl in Südtirol

Von Agnes Hartmann



Die Erde schläft unter einer weissen, weichen Decke und träumt. Träumt vom Christkind, das heute nacht kommen soll. Und noch immer wirbeln die weissen, zuckrigen Flocken vom Südtiroler Himmel hernieder auf die Höhen des Ritten, auf Maria Himmelfahrt und Oberbozen, auf Klobenstein und Maria Saal. Mit einem Male kommt über den Schlern der Wind gesprungen und bläst mit Eifer und vollen Backen in das schneeige Wolkenweben, denn in der heiligen Nacht muss der Himmel klar sein und sternenbehangen. Wie ein Sammetmantel von dunkelstem Violett breitet er sich mählich aus über das kristallene Zackengewir des Rosengartens und Latemars hinüber zum Rittnerhorn und den Sarntaleralpen, von den Seislerspitzen hinunter zur bläulich-schimmernden Mendel. Und die Sternlein funkeln.

Aus den Wohnstubenfenstern der Bauerhöfe auf dem Ritten und da und dort auch aus dem Ansitz eines Herrischen von der Bozener Stadt, der heroben in stiller Bergeshöh' sein Weihnachten feiern will, schimmern die Christbaumkerzen, blinken so heimelig und lebendig, als wollten sie dem, der gerade des Weges zieht, zurufen:

"Weisst, wir brennen so hell aus lauter Freud', weil das Christkindlein geboren ist! Komm doch und freu dich mit!" Der geht dann, so er nicht ein Einsamer, Heimloser ist, noch ein wenig schneller seinen Weg, dass auch er in seine Stube und zur brennenden Christtanne kommt.

Im Schreinerhäusl beim Zaggler in Lengmoos duftet's nach Harz, nach Wachskerzen, Lebzelten und Winteräpfeln. Die Zagglerin hat sich behaglich in den Grossvaterstuhl hineingekuschelt; wunderselten genug kommt das vor. Neben ihr um den Ecktisch herum sitzt ihre Tochter Leni. Am liebsten würde die Leni schnurren wie ein Kätzlein, so wohl ist ihr. Gibt es auch etwas Lieberes als daheim sein? Und etwas Schöneres als die Höhe auf dem Ritten und die Berge rundum? Sonst unterm Jahr ist sie drunten in Bozen tätig, in der grossen Holzschnitzer - Firma der Kasslatter. Auf der andern Seite hockt der Lorenz, der einzige Sohn der Witwe Zagglerin und nunmehriger Besitzer der Zaggler'schen Schreinerei.

"Muatter, grad guat hast as wieder g'macht!" schmunzelt er anerkennend und seine kräftigen Burschenzähne beisen herzhaft vom Lebzelten herunter. Heija, da ist aber auch allerhand Feines drin: Honig und Zimt, Orangeat und Zitronat und Haselnüss, — halt einfach gut is' er! Mitunter schaut der Lorenz, zum Weihnachtsbäumlein hinüber und zur Krippe, die drunter steht. Die Zaggler-Mutter hat Josef und Maria und das heilige Kind selber gewandet; auch die Hirten haben neue, braune Kittel an.

"Is' doch was Wunderliabs, so a Kripperl", sagt der Lorenz und die Leni meint dasselbe. Und drum fängt sie auf einmal an, leis und lieb zu singen, dieweil der Lorenz mit seiner Flöte die herzinnige Melodie begleitet:

Es wird scho' glei' dunkel, es wird ja scho' Nacht.
Da kimm i zu dir her, mein Heiland auf d' Wacht.
Will singa a Liadl, dem Liebling, dem kloan,
du magst ja net schlafen, i hör di' scho' woan.
Hei-hei, hei-hei, schlaf süass, herzliabs Kind!

Vergiss jezt, o Kinderl, dein' Kummer, dein Load,
das do-da muasst leid'n im Stall auf der Hoad.
Es zier'n ja die Engerl dei' Liegerstatt aus,
möcht scheana net sei' drin an König sei' Haus.
Hei-hei, hei-hei, schlaf süass, du liabs Kind!

Ja, Kinderl, du bist halt im Kripperl so schön.
Mi' ziemt, i kann nimma da weg von dir geh'n.
I wünsch dir von Herzen die süasseste Ruah,
dö Engerln von Himmi, dö deck'n di' zua.
Hei-hei, hei-hei, schlaf süass, du scheans Kind!

Schliess zua, deine Aeugerl in Ruah
und in Fried
und gib mir zum Abschied dein' Seg'n
nur grad mit.
Dann wird mei Schlaferl a sorgenlos
sein,
dann kann i mi' ruahi aufs Nieder-
leg'n freu'n.
Hei-hei, hei-hei, schlaf süass, mei'
liabs Kind!
(Südtiroler Volkslied.)

Die Zaggler-Mutter ist inzwischen wirklich schon eingeschlafen; ruhig und sorgenlos duselt sie in ihrem Lehnstuhl vor sich hin. Erst als es schon ein Zeiterl still geworden ist in der Weihnachtsstube, wird sie wieder wach und schaut ihrem Buben zu, wie der seine Flöte behutsam in einen Sammetfleck wickelt und dann ins Futteral steckt.

"Ja, Lorenz, gehst jetzt du wirkli' bis nach Maria Himmelfahrt in d' Mett'n? Wo mir doch selber so a schöne Kirch'n hab'n! A so weit lauf'n, jetzt bei der Nacht!"

"Geh, Mutter", lacht der Lorenz, "an Weg scheuch' i net! Aber in Himmelfahrt singen's halt einfach schöner. Und hingeh'n muass i jetzt auf alle Fäll', i muass ja doch Solo spiel'n!"

"Des hätt'st bei uns a könna", brummelt die Mutter. Und dann ein wenig neugierig: "Was spielst denn nacha?"

"Im Credo as 'Et incarnatus est'. Woast, da san Hirtenmelodien drin, gar net zum Sag'n schön! No, und na a kloans Stückerl aus 'm 'Benedictus' und as erste 'Agnus Dei'. Zeitweis singt an oanzige Frauenstimm' mit."

Die Zagglerin ist ordentlich stolz auf ihren Einzigen; sie weiss, dass keiner den Ritten auf und nieder so schön spielt wie er. Aber es wurmt in ihr, dass er nicht in der eigenen Kirche spielt, denn erstens: tät sie ihn selber gern spielen hören und zweitens: hätt' sie sich in dem Ruhm, der ihren Sohn droben auf dem Kirchenchor umgloriolt, herunten in ihrer Kniebank sonnen mögen. Aber der Lorenz will nach Maria Himmelfahrt, da kannst nix mach'n!

Er zieht einen wollenen, gestrickten Spenzer über sein blühweisses Hemd, hängt den grossen, grünen Lodenkragen um, wie die Leut' ihn da oben tragen, und setzt sein grünes Hüaterl auf. "Geh her, dass di' net verkältst"! Zwischen Wurmen und Sorgen hin-und herpendelnd, wickelt ihm die Mutter noch einen Schal um den Hals. Der grosse, gut ausgewachsene Bursch lässt sich, um sein Mutterl nicht noch mehr zu kränken, das Verpäppeln gefallen.

Aber plötzlich wird er ungeduldig:

"Jeggas, bin i spät dro; vor lauter Singen und Dischkrier'n (plaudern) hab' i jetzt ganz



Weihnachten kommt.

drauf vergess'n, dass mir ja vorher noch beim Himmelfahrter Pfarrer a Weihnachtsständerl blas'n! Ah, des tuat mir aber jetzt leid!"

Er springt noch schnell in seine Kammer hinauf, "weil er was vergess'n hat", und wieder herunter und mit einem frischfrohen "Pfüat euch Gott, mitnand!" zum Haus hinaus.

Die Zaggler-Mutter versinkt ins Nachdenken. Wo nur der Bub des Musikalische her hat? Seit einem halben Jahr ist's schon ganz aus der Weis', halt seit er auf dem Maria Himmelfahrter Kirchenchor spielt. Sie ist ja in einer Hinsicht froh darum, denn so einem übermütigen, lebenslustigen Burschen, wie ihr Lorenz nun einmal einer ist, tut die Kirchenluft gut und wenn sie auch nur ganz hinten auf dem Chor bei der Orgel droben weht. Aber es kann jetzt manchmal vorkommen, dass er mitten in seiner Arbeit von Hobelbank und Leimtiegel davonspringt und in seiner Kammer auf der Flöte ein Liedl spielt. Wenn sich nun auch die Zaggler Mutter über diese Pflichtwichtigkeit ihres Sohnes ärgert, sie kann nicht anders, sie muss stehen bleiben und zuhorchen, so zum Lachen und Weinen schön flötet er. Ja, wo er's nur her hat? Und den Eifer dazu?

O mei', Zagglerin! Ist denn niemalen ein Gedanke in dein Oberstüberl hineingekrochen u. hat dir zugewispert, dass ausser dem schöneren Singen der Himmelfahrter Kirchensänger noch etwas da sein könnt', was deinen Buben so anlockt? Vielleicht gar ein Dirndl, das da oben mitsingt? Am End so schön singt, wie dein Bub Flöten spielt?

Jawohl, Zaggler-Mutter! Am Himmelfahrter Kirchenchor tut ein Dirndl mit, hat ein arg liebes G'sichterl und ein wunderliebes G'schau, hat blonde, g'schneckelte Zöpf wie a Kranzerl um den Kopf herum, und eine Stimm' — ja, wenn ich dir sag: so schön, so lercherlhell, so süss, — und hat sich damit zutiefst in das Herz deines Lorenz-Buben hineingesungen. Und das Dirndlein heisst Burgele, ist von Velthurns daheim und der Widumshäusern (Pfarrhaushälterin) Monika auf Maria Himmelfahrt zur Hilfe beigegeben.

Die Burgl muss im Herrenstüble die Geistlichkeit bedienen und im Esszimmer die Feriengäst', muss beim Kochen helfen, Zimmer aufräumen, Kirchen- und sonstige Wäsch' waschen und bügeln, schafft im Keller und auf dem Boden, im Haus und im Garten und allüberall. Und tut dies alles mit einem freundlichen Lachen im Gesicht, und kann — wie gesagt — nebenbei wunderschön singen.

Könnt's da einer dem Lorenz verdenken, dass er gerade dies Dirndl so gern hat, das innen und aussen so lieb und sauber ist? Jawohl, schon ihretwegen druckt's ihn so nach Himmelfahrt und ihretwegen hat er vor seinem Weggehen in seiner Kammer droben noch schnell was holen müssen: ein rotseidnes Miedertuch und ein Lebkuchenherz. Das Tüchl ist schön, aber schöner noch das Herz. Es ist honiggelb, in rotzuckriger Schrift steht drauf: I bleib dir 3, 4 und 4! Rundherum zieht sich ein Kränzerl aus weissem Zukkerguss, oben drauf ist ein Sträusserl aus verzuckerten Früchten und das Ganze hängt an einem rotseidenen Band. Ein Herz von einem Herz!

Der Lorenz hat es mitsamt dem Tüchl und seiner Flöte fürsorglich unter seinem wollenen Spenzer geborgen. Und so marschiert er durch die glasklare Winternacht, den Sternenhimmel über sich und den knirschenden Schnee unter sich, und weiss nur noch nicht, wie er dem Burgele sein Weihnachtsgeschenk geben soll, denn — — — soweit sind sie noch nicht! Beim Burgele, dem scheuen Rittner-Haserl, darf man nicht so mit der Tür ins Haus fallen, 'leicht könnt's erschrecken und davonspringen.

Während Lorenz auf der Föhnpromenade nach Klobenstein und weiter den Waldweg nach Wolfsgruben und Oberbozen zuwandert, malt er sich, wie so oft, sein kommendes Leben aus, halt so, wie er es einfach haben möcht: er sieht sein nettes, schmuckes Schreinerhäusl und darin die Burgl — sein Burgele — als Schreinermeisterin, sieht sie im Winter im wohligwarmen Heim hausfraulich sorgen, sieht sie im Sommer das Gärtlein und die Blumenstöcke und rund ums Haus herum betreuen, sieht einmal hinter den rotglühenden Geranienranken ein blondes Köpferl und ein andermal zwischen den bunten, zierlich-nickenden Wicken ein braunes Schöpferl, und allemal, wenn der Lorenz soweit ist mit seinen Gedanken,—dann macht sein Herz einen Purzelbaum —

Aber wenn es, das Herz, nach einem Weilchen wieder in seiner natürlichen Stellung klopft, kommt leise der Zweifel: "Ob's mi' aber a mag?"

Mag ihn das Burgele? Ja, das weiss sie eigentlich selber nicht. Sie merkt's wohl, dass der Zaggler Lorenz ihr arg gut ist, dass sein herzinniges Flötenspiel neben dem lieben Gott auch ihr gehört. Aber kenn' sich einer aus in so einem Dirndl! Ist der Lorenz fort, denkt sie oft und nicht ungern an ihn. Ist er aber da und wirbt mit bettelnden Augen



und den süssesten Flötentönen, schliesst sich Burgeles Jungferleinherz zusammen wie ein Mimosenblatt. Und dann noch eins: sie hat sagen hören, dass der Lorenz ein Leichter sei, ein ganz Uebermütiger. Besonders die Moi, des Gastwirts Schluff dunkelhaarige Küchendirn, hat so über ihn geredet. Und die Burgl in ihrer Unschuld ahnt nicht, warum die Moi das tut. Und daher kommt es, dass die Burgl, wenn der Lorenz sie in seiner unentwegten, ehrlichen Lieb' so gut anschaut und sie in heimlichem Jubel ihm endlich einmal auch von ihrem Gutsein ein Stücklein zeigen möcht, im selben Augenblick die Moi sagen hört: "Du, des is fei a G'fährlicher, der is nix für di'!"

Hintennach tut's dem Burgele dann wieder leid, denn einer, der so lieb schauen kann, der kann doch nicht so schlecht sein! Also klopft das Burgeleherzlein in Liebe und Abwehr, und es ist nur gut, dass sie soviel zu schaffen hat, weil Nichtstun für solch zwiespältige Zuständ' das Allerschlimmste ist.

Heut aber hat die Burgl schon fast gar keine Zeit, an den Lorenz zu denken. Am Vorabend von Weihnachten gibt es mehr zu tun als je: Putzen und Schrubben in allen Stuben, Braten und Backen in der Küche, denn der morgige Tag ist so heilig, dass man ihn nur in Ruhe feiern darf.

Mmmh! Wie fein der Christstollen duftet, den Jungfer Monika aus dem Ofen schiebt. Zibebengefüllt und mandelnbestickt und von Eiern schwer; halt grad zum Anbeissen ist er. Im Fenstereck sitzt die Lies und rupft Hendeln. Und in der Wohnstube hängt das Burgele goldene Nüsse und silberne Tannenzapfen, rotbackige Winteräpfel und kristallzuckerbestreute Lebkuchensternlein an den Weihnachtsbaum. Das ist ein gar liebes Tun! Wenn einem dabei noch so wunderselig zumut' ist wie der Burgl und wenn man dazu solch ein Goldkehlchen hat, dann kann man nicht anders, man muss ein Lied singen vom Christkind und den Hirten in der heiligen Nacht. Und schon klingt die glockenhelle Dirndlstimme durch den weihnächtlichen Raum:

"Mei' Herz, mei' Seel und Leib,
mei' ganzes Leb'n
opf'r i dem Christkindlein im Stall;
ja, Martl, was mir hab'n woll' ma ihm geb'n,
mir können sei' Liab do net gnua zahl'n.
Was i derschwitz, derschnauf,
opf'r i dem Kindl auf, —
i schenk ihm mei' Seel und no' alles drauf!"

Da steckt einer den Kopf zur Tür herein; zwar kein Hirte von



Bethlehem, sondern nur der Sepp, des Herrn Pfarrers Hausknecht und Chordirigent. Und weil er nun doch schon da ist, singt er das herzige Liedlein weiter:

"Martl, i bitt, stell' mi' net an zum Singen,
wann i beim Krippele-Büabele bin;
mi' möcht der Ochs und der Esel anspringen,
weil i an Ochs mit an Eselskopf bin."

Das Burgele fällt schmunzelnd in sein bittendes Singen:

"Seppl, sei net verzagt,
da hast ja z'nacht'n g'sagt,
dass du schean singen kannst, — sei net verzagt!"

(Südtiroler Volkslied.)

"So," sagt die Burgl dann trocken, "du kommst mir grad recht, jetzt häng' nur glei' den Rauschgoldengel auf'n Tannagipfl nauf, woasst, du bist länger als i. Aber gell, gib fei' acht!"

Die Jungfer Monika aber geht noch einmal mit Feldherrnblikken durch das ganze Haus, nach oben und unten, nach hinten und vorn, und siehe da, es ist alles gut und in säuberlichster Ordnung.

Währenddem ist der geistliche Hirte seiner Schäflein drüben in der Kirche. Die trägt heute ein harzig-duftendes Tannengrüngewand. Der Herr Pfarrer hat jetzt eine seiner liebsten Arbeiten zu vollbringen: die Krippe aufbauen. O bitte, sie ist drei Meter lang und ihre Figuren sind echte Grödener Schnitzerei! Schaut nur dies mütterlich-liebe, himmlisch-selige Lächeln auf dem Gesicht der Jungfrau Maria! Und die demütige Ehrfurcht des Nährvaters Joseph! Und gleich gar dies allersüsseste Wunder von einem geschnitzten Jesuskind! Hat Augen wie der tiefblaue Himmel und ein Mündlein, das jeder gern küssen möcht', der es nur sieht; voran die kleinwutzeligen Rittner-Menschlein, die mit wundergläubigen Augen ihrem Pfarrherrn zuschauen und hundert Fragen auf einmal aus ihren Plappermäulchen sprudeln lassen, das heisst, eigentlich nur glucksen, denn laut darf man im Gotteshaus nicht sein.

Es fängt schon an zu dunkeln, bis Seine Hochwürden mit dem Krippenbau fertig ist, bis Hirten und Bäuerinnen, Lämmlein und Lagerfeuer, Ziehbrunnen und Holzstösse an ihrem richtigen Platze stehen. Die heiligen Eltern sind noch allein im Stall und warten auf ihr göttliches Kind. Das schlummert zunächst noch beiseit' in einem weisseidenen Tüchlein; erst zur Mitternachtsstunde legt es der Herr Pfarrer ins Kripplein hinein. Das macht er jedes Jahr so und tut's jedesmal mit besonders herzinniger Freud. So — und jetzt muss der geistliche Herr noch etliche Himmelfahrter-, Oberbozener- und sonstige Südtiroler Seelen abstauben, auf dass das Christkind heute nacht auch in ihnen Herberge nehmen kann, und dann geht er in sein Widum (Pfarrhaus) hinüber.

Dort zieht er sich geheimnistuerisch ins Christkindlzimmer zurück, zündet eigenhändig die schweren, gelben honigduftenden Wachskerzen an und lässt das Bescherungsglöcklein klingen. Da kommen sie alle, seine Getreuen: die Häuserin Monika und ihr Geschwisterkind Evi, ein armes Waiserl, das der Herr Pfarrer in grossherziger Güte vor Jahren schon aufgenommen hat; dann das Burgele, die Lies und der Sepp. Sie knien nieder vor dem Kripplein unterm Weihnachtsbaum, dieweil der hochwürdige Herr das Evangelium liest vom Jesuskind, das heut zur Welt gekommen ist. Drauf ist ein Weilchen Stille, von der man sagt, es gehe ein Engel durch das Zimmer; dann ein leises Wispern, ein scheues Lachen und mit einem Male ein heller Jubel. Der Herr Pfarrer hat von jedem einen heimlichen Christkindlwunsch erraten und drum liegt auf dem Gabentisch für jeden etwas ganz Besonderes. Doch wie sie ihm danken wollen, ist er nimmer da. Er sitzt drüben im Herrenstüble vor dem Harmonium und spielt das alte und ewig neue Lied von der Stillen, Heiligen Nacht. Gleich springt das Everl hinüber und tröpfelt sein herzig' Kinderstimmchen in das weihnächtliche Musizieren, drauf folgt Burgeles köstlicher Sopran, ein paar Takte später Monikas vollklingender Alt und zum guten Schluss singen das Pfarrerle und sein Hausknecht und Chordirigent Sepp auch noch mit. Horcht nur, wie wundersein das zusammenklingt!

Doch was ist das? Am Schluff-Wirtshaus vorbei zum Widum herüber kommen Bauernburschen geschlichen. Und wie die drinnen mit dem dritten Verslein beginnen, ziehen die draussen heimlich lachend und schön vorsichtig unter ihren Lodenkrägen allerlei Blasinstrumente hervor, und nun jubeln und dudeln Flöten und Klarinetten und Trompeten in den pfarrhöflichen

Gesang. Käm' einer daher, ein Fremder, der würde stehen bleiben und staunen und den Atem anhalten und sein Kinderglaube müsste, so er eingeschlafen wär', wieder das Köpflein heben: so schön, so unsagbar schön ist diese Bergweihnacht auf Maria Himmelfahrt. Der Schnee flimmert, die Sterne am nachtdunklen Himmel glitzern und durch das vordere Kirchenfenster glutet der rote Schein des Ewigen Lichtes. — — —

Die Burschen spielen indes weiter, ein Liedlein ums andere und eins lieblicher als das andere. Da geht die Widumstüre auf und drunter steht der Herr Pfarrer und strahlt aus kinderfrohen Augen die Musikanten an.

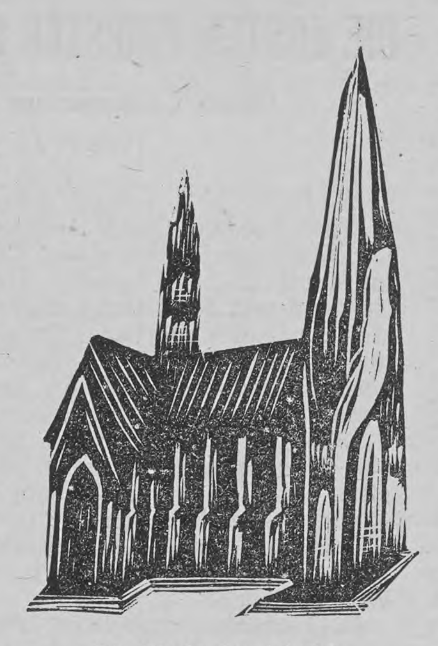
"So, aber jetzt lasst's g'nug sein, sonst g'friert euch ja noch der Schnaufer ein! Kommt's doch rein!" Er drückt jedem einzelnen die Hand: "Mein Gott, a solche Freud habt's mir schon g'macht, — ich dank euch halt vielmals!"

Kann man sich etwas Gemütlicheres denken als das Christkindlzimmer im Widum von Maria Himmelfahrt zu eben dieser Stund'? Der Kachelofen pustet und prasselt, vor dem äpfel-, nuss- und lebzeltenbehangenen Lichterbaum steht ein weissgedeckter Tisch, drauf ein grosser Krug, gefüllt mit heissem Wein, nebendran ein Berg Kuchen und rundherum sitzen unsere Weihnachtsstanderlblaser, kernfeste, kreuzfidele Südtiroler Burschen, und mitten unter ihnen das Pfarrerle, die Monika, das Burgele und der Sepp.

"Trinkt's, Buama," fordert der Herr Pfarrer auf, "aber fei' net zu g'schwind, sonst sehgt's am End bei der Mett'n die Noten nimmer!"

O, tut der heisse Wein den ausgeblasenen Kehlen gut und der Kuchen schmeckt so prächtig! Die Schnäbel, bärtige und nichtbärtige, gehen wie geschmiert und das Lachen kollert in der Stube auf und ab.

Bis einer plötzlich sagt: "Was is denn bloss mit'm Zaggerl Lorenz los? Er hat doch zuag'sagt dass er kommt!"



Die Kirche im Advent.

Da meint ein anderer, einer, der das Burgele auch gern sieht, also ein himlicher Nebenbuhler: "O mei', der Lorenz is a Tropf, a durchdrahter! Woass Gott, was den z'ruckhält in Lengmoos; vielleicht muass er da auch a Deandl begleit'n — — auf der Flöt'n moan i!"

Burgeles blondes Köpferl ist in helle Röte getaucht; wie hilfesuchend, mit erschrockenen Augen schaut sie zur Jungfer Monika hinüber. Der ist selber so, als ob sie dem jungen Dirndl helfen müsst, schüttelt ein paarmal missbilligend den Kopf: Noa — noa — noa! und sagt dann mit ihrer tiefen Stimme, die keine Widerred' duldet: "Kofler Micherl, aus dir red't der Neid und neidi derf ma' net sei', scho' glei' gar net in der Heiligen Nacht! Scham di'!"

Also hätt' der Micherl in seiner tappigen Eifersucht beinah' die herzfrohe Weihnachtsstimmung derer vom Himmelfahrter Widum verdorben; doch gottlob nicht lang. Er muss sich weidlich von den anderen derblecken (necken) lassen und dann ist die Urgemütlichkeit wieder hergestellt. Nur ihm selber, dem Micherl, ist's nicht mehr ganz geheuer; er spürt immer wieder Pfarrerles aufmerksame Blicke auf sich gerichtet, und so prüfende, seelsorgerliche Augen können unter Umständen recht unbehaglich sein.

Bald drauf liegt der Widum im Dunkeln. Der Herr Pfarrer, seine Getreuen und die gesamte Burschenschaft sind hinüber in die Kirche zur Mitternachtsmesse gegangen.

Dem Burgele aber ergeht's wie anderthalb Stunden vorher der Zaggler-Mutter: sie pendelt hin und her zwischen Gekränktsein und Sorg'. Denkt das eine Mal voll Bangen: "Es wird ihm doch nix zug'stoss'n sein?" und das andere Mal voll Trotz: "Meinetweg'n soll er drüb'n bleib'n in Lengmoos und wenn er a anders Dirndl — — —", ein paar dicke, helle Tränen purzeln da plötzlich und ohne dass sie es will, der Burgl über das Gesicht. Aber frag sie, warum sie jetzt hat weinen müssen, sie wird dir hilflos antworten: "I' weiss selber net, warum!"

O, du unguter Kofler Micherl und du garstige Moi vom Schluff-Wirtshaus! Nur aus lauter Eifersucht quält ihr das Burgele, dass es in seiner jungen Not nimmer weiss, wo ein und wo aus! Nur weil der Michl die Burgl selber gern möcht und sie dem Lorenz nicht gönnt, redet er bös über ihn. Und nur, weil die Moi den Lorenz so narrisch gern sieht, sagt sie zum Burgele: "Du, des is fei' a G'fährlicher, der is nix für di'!" Ist so dumm und meint, die Burgl tät dann in alle Ewigkeit nichts wissen wollen von ihm und er müsst' sich drauf gleich ihr zuwenden.

Oh, die Moi ist noch viel dümmer! Heute mittag hat sie ganz verstohlen eine grosse Schüssel Wasser hinterm Haus zwischen Kaninchenstall und Holzschuppen aufgestellt. Und jetzt, wie der Schluff und die Schluffin und alles, was dazu gehört, sich auf den Kirchgang begeben, stiehlt sich die Moi heimlich weg und schleicht wieder zurück in die Gastwirtschaft. Setzt sich in der

Küche auf einen Hocker und wartet in herzklopfender Erregung auf die Mitternachtsstund', die ihr die Zukunft ein bisserl aufdecken soll. Zu dieser Stunde wird sie die Schüssel hinterm Haus hervorholen, mit dem Glockenschlag zwölf unter die Lampe halten und aus den Gestalten auf der Eisfläche das Gesicht desjenigen herausfinden, der ihr Liebster werden und sie im kommenden Jahr noch heiraten wird. So sehr ist die Moi von Dummheit und Aberglauben befangen, dass sie tatsächlich hofft, der Zaggler Lorenz könnt' ihr aus der Schüssel entgegensehen.

Drüben in der Kirche fangen sie schon an zu singen. Die Moi wird unruhig, aber nicht wegen des Christkinds und der Heiligen Nacht, nein, sie hat nur Angst, jemand aus dem Geschluffe könnte sie vermissen und am End entdecken. Immer kribbeliger wird sie; ihre Bakken glühen. Genau fünf Minuten vor Mitternacht geht sie zur hinteren Haustür hinaus und zum Kaninchenstall, aber die Schüssel ist nimmer da. Irgend einer vom Haus hat ihr den Schabernack gespielt und sie versteckt. Fieberhaft, in steigender Unruhe sucht das Moidelle: es wird doch um Gott's willen nicht vorher noch zwölf schlagen!

(Fortsetzung folgt)



DIE ERSTEN PRIESTER IM CANADISCHEN WESTEN

(Zum Centenarium der Oblaten in Canada)

(Von P. Jos. Schneider, O.M.I.)

Im Jahre 1811 erwarb Lord Selkirk 116,000 Quadratmeilen Land von der Hudson's Bay Co. in Manitoba. Er brachte von England und Schottland die ersten Ansiedler hierher. Grösste Eifersuch und Feindseligkeit herrschten zwischen ihnen, den Rothäuten und Halbindianern.

1815 wurde vom Osten her ein französ.-canadischer Priester an den Red River abgesandt. Gerüchte von blutigen Ueberfällen auf die Ansiedlung hielten ihn leider auf halbem Weg zurück.

Bald wurde ein anderes Bittgesuch an den Bischof von Quebec gesandt. "Im Namen unsrer Hoffnung für's ewige Leben", hiess es darin. "Wir brauchen einen Priester: als BELOHNUNG, wenn wir brav gewesen sind; zur BEKEHRUNG, wenn wir uns nicht christlich aufgeführt haben."

1818, am 19. Mai, machte sich der Priester Provencher von Montreal auf zur schwierigen Reise nach dem Westen. Als Begleiter schloss sich ihm ein junger Kleriker namens Dumoulin an. Zwei Monate und vier Tage waren sie unterwegs. 1600 Meilen machten sie im Boot. 72 längere Tragpartien hatten sie zu bewältigen und ebenso viele halbe. Grosse Spannung hat am Red River geherrscht; die meisten hatten noch nie einen Priester gesehen.

Endlich, am 16. Juli, kündigten Meldereiter ihr Kommen an. Unweit der Stelle der heutigen C.P.R. Station in Winnipeg stand damals das Fort Douglas. Dort versammelten sich die Bewohner: Canadier, Indianer, Mestizen, Schotten und Irländer. In ihrer Mitte der kath. Gouverneur Alex. McDonnel. Alles schaute den Fluss hinunter.

Um 5 Uhr am Nachmittag hiess es plötzlich: Da sind sie! Alles rennt zum Ufer hinunter, den Priestern die Hand zu drükken. Freudentränen entquollen den Augen der Pioniere, die schon jahrelang keinen Priester gesehen. Die Männer feuerten Gewehrsalven in die Luft; alles tanzte vor Jubel.

"Pax vobis!"—im Namen Jesu Christi grüssen wir euch," war Provencher's erstes Wort.

Der nächste Tag war TAUFtag. Einen Tag später sang man das erste feierliche Hochamt, so gut die Umstände es erlaubten. Die erste Predigt behandelte das Thema: "Warum wir (die Priester) gekommen sind". Die Antwort darauf lautete: 1) um euch den Weg zum Himmel zu weisen und 2) um euch Gottes Gesetz zu geben als Trost und Richtschnur in den Lebensmühen. Der Schluss bat um Vertrauen und Liebe; ein Verhältnis wie zwischen Vätern und Kindern.

In drei Wochen wurden 72 Kinder getauft. Für Provencher († 1853) war es der Beginn eines 35jährigen Opferlebens.

Adventlied

Herr Christe, komm in unsere Nacht,
Herr Christe, zeige deine Macht!
Wir sind in Schuld und Bangen,
Wir sind vom Tod umfangen.
O du, des Ewigen Angesicht
Voll Macht und Milde, säume nicht,
Zu tun, was wir verlangen!

Erschein', du grosse Feuersflamm',
Und tagen wird es wundersam!
Dann weicht, der uns will ketten
Zu seinen dunklen Stätten.
Er schrickt schon vorm Posaunenton:
O Gott, spring auf von deinem Thron,
Herr, eile uns zu retten!

Franz Johannes Weinrich.

Der Sternhimmel

Ihr werdet auch gerade keine sonderlichen Fenster haben, vielleicht sind sie klein, oder sie lassen die Helle nicht mehr recht durch vor Alter, oder lugen in ein Gehöft oder an eine Scheuerwand hinüber, und ein paar haben auch Sprüng, sei es vom Zuschlagen oder vom Gespiel der Kinder. Darum wäre es am gescheitesten, du gingest vor die Haustüre und tätst ein wenig ins Freie stehen zu dem Geschäft, das ich dir jetzt zumuten will. Es stört einen da auch nicht das Geschwätz der Leute in der Stube und das Sumsen vom Spinnrad; und so arg kalt wird es gerade heute nacht auch nicht sein.

Jetzt schau in die Höhe und schau das Firmament an, so viel dein Aug nur schöpfen mag davon — das ist die Nachtkapelle Gottes, die er sich selbst zugerichtet hat und die Lichter dazu angezündet. — Sie brennen ohne Wachskerzen und Lichtstock und machen keinen Dampf und keinen Russ — da hält er seine Andacht. (Der dreieinige Gott ist auch andächtig, von einer Person zur andern, und zwar unaufhörlich von Ewigkeit zu Ewigkeit.) Und wenn bei uns die Nacht und der Sterne stummes Gebet fertig ist und der Tag aufsteigt, so fängt die Nacht an der andern Seite der Erde an, und dort wird es ebenso gehalten wie in unsern Nächten.

Wenn man so dieses wunderbare Funkeln am Himmel sieht und wie still es funkelt: da kommt es einen an, als wie wenn der Vorhang zur Ewigkeit ein wenig aufgehoben wäre, und man könne in ihre Tiefe hineinschauen. Und es kommt einen an, als wie wenn die Ewigkeit mit ihrem Odem einen anhauchte, so dass es einem ganz kurios wird vor Angst und Bangen und auch wieder vor übernatürlicher Freude, und man möchte fast in Jubilieren ausbrechen, wenn die schönen Sterne einem nicht gar so ernst zuwinkten, man solle still sein, so still wie sie. — Das wären die Sterne nur so von weitem; wir wollen ihnen aber doch auch etwas näher rücken und so einen Stern herausfangen und betrachten, wie man am Meer ein wenig Wasser in die hohle Hand nimmt und es versucht, wie es schmeckt.

Vorläufig will ich bemerken: was jetzt kommt, das ist ganz genau abgemessen. In Wien und Berlin und Paris und London sind besondere Türme und Vorrichtungen dran gebaut und höchst kostbare Instrumente von Glas und Metall, wovon eines viele tausend Gulden kostet, und sind von den gelehrtesten Männern dafür angestellt, die ihr ganzes Leben lang mit jenen Hohlspiegeln und Instrumenten den Sternenhimmel erforschen und messen, wie der Feldmesser ein Kirchspiel. Wie nun diese Gelehrten für jedes Jahr ganz sicher herauszurechnen verstehen, wann eine Sonnen- oder Mondfinsternis kommt, was dann im Kalender gedruckt wird: so ist auch das andere sicher, was sie sonst von den Sternen untersucht haben und gemeinsam berichten.

Unter allen Sternen, die du am Himmel siehst, sind nur ganz wenige, welche von unserer Sonne hell bekommen, und auf denen es Tag und Nacht wird, wie auf unserer Erde. Alle anderen Sterne sind auch Sonnen, aber so weit hinweg von uns, dass wir sie nur wie Punkte sehen. Wäre die Sonne so weit hinweg wie die Sterne, so wäre es bei uns immer Nacht, wir sähen die Sonne nur wie einen kleinen Stern glitzern; und wären die Sterne so nahe als die Sonne, dann käme uns jeder so gross vor wie die Sonnenscheibe, und der ganze Himmel wäre wie ein Meer von lauter Sonnenfeuer, und unsere Erde müsste schmelzen und verbrennen. Wie gross ist aber die Sonne? — An einem heissen Augusttag ging ich in einer Strasse von Zürich neben zwei Kindern vorbei; das eine sagte zu dem andern: "Glaubst du, dass die Sonne so gross ist als dein Kopf?" Das andere Kind, ungefähr gegen drei Jahre alt, sprach: "Jo währli!" Vielleicht meinst du, sie sei noch grösser, so gross wie ein Scheuertor und komme einem etwas kleiner vor, weil sie weit droben ist. Allein wir wollen sehen, ob sie nicht ein wenig grösser ist noch. Pass aber jetzt auf und nimm den Verstand ein wenig zusammen.

Wenn es blitzt, so wartet es manchmal ein halbes Vaterunser lang, bis der Donner drein poltert. Je näher aber das Gewitter ist, desto schneller donnert es nach dem Blitz — und wenn es in den Nussbaum vor eurem Haus schlagt, so ist Blitz und Donner ganz eins und im nämlichen Augenblick. Das kommt nämlich daher, der Schall ist langsamer als das Licht; daher sieht man eine Sache geschwinder, als man sie hört, und je weiter etwas weg ist, desto weiter ist Schall und Licht auseinander. Wenn du bei einer Revue oder am Freitag in Strassburg von weitem zusiehst, wie sie mit Kanonen schiessen, so siehst du allemal den Schuss zuerst herausbrennen und erst eine Weile hernach den Knall, und wenn eine halbe Viertelstunde von dir weg der Zimmermann zimmert, so siehst du früher die Axt einfallen und hörst erst später, wenn er sie wieder hebt, den Schlag. Das kommt daher, weil der Schall oder Ton vierzigmal langsamer ist als der Lichtstrahl. Das Licht ist nämlich so geschwind, dass es in der kurzen Zeit von einem Pulsschlag oder Herzklopfen bis zum andern ungefähr hunderttausend Stunden weit kommt; also viel weiter, als vom allerweitesten Land der Erde bis zu



uns. In einer ganzen Minute aber fährt das Licht 5 Millionen Stunden weit. Jetzt gib acht. Man hat herausgebracht, dass das Licht von der Sonne, bis es zu uns kommt, 8 Minuten braucht, so dass die Sonne schon hinter den Bergen eine halbe Viertelstunde lang aufgegangen ist, ohne dass du sie siehst; und abends siehst du sie noch eine halbe Viertelstunde lang, wo sie schon untergegangen ist, weil ihr Licht noch auf dem Weg ist. Wenn die Sonne, wie ein Blitz oder Kanonenschuss, auch donnern würde, so würden wir ihren Aufgangsdonner erst 5 Stunden später hören, weil der Schall von der Sonne bis zu uns 40-mal mehr Zeit brauchte. Du sähest also im Januar die Sonne um 8 Uhr aufgehen und erst um 1 Uhr hörest du, wie sie beim Aufgang gedonnert hat.

Wie weit ist also die Sonne von unserer Erde hinweg? Braucht ihr Licht 8 Minuten bis zu uns, so muss sie achtmal 5 Millionen oder 40 Millionen Stunden hinweg sein. Jetzt kommen wir aber erst an die Sterne. Die sind (die Planeten, das kleine Kinderhäuflein der Sonne, abgerechnet) so weit von uns hinweg, dass das Licht mehr als tausend und zweitausend Jahre braucht, bis es zu uns herunterkommt. Wenn daher bei Christi Geburt ein Stern oder auch hundert der weitesten Sterne schon ihr Ende gehabt und ausgelöscht sind, so sieht man sie noch, wie man noch eine Weile die Glocke tönen hört, wenn auch der Hammer oder Schwenkel nicht mehr anschlagt. Und wenn Gott im Himmel voriges Jahr schon neue Sterne in der Milchstrasse erschaffen hätte, so sähest du sie deiner Lebtage nicht und deine Kinder und Kindeskinder sähen sie noch nicht — ihr Lichtstrahl brauchte zu der Reise mehr als tausend Jahre. Und es kann wohl Sterne geben, welche so unermesslich weit von uns weg sind, dass ihr Licht noch gar nie zu uns gekommen ist, und wenn es einmal kommt, so ist es zu spät, weil die Erde schon in Brand aufgegangen ist.

Aber wenn so ein Hauptstern ungefähr so gross ist wie die Sonne, so wäre jetzt noch zu wissen, wie gross denn die Sonne ist, damit man davon abnehmen kann, wie gross die Sterne seien. Das lässt sich schon finden, weil man weiss, wie weit sie von uns hinweg ist. Ein Adler ganz in der Nähe über den Alpen sieht nur noch aus wie eine Mücke, und das Strassburger Münster, von Kappelwindeck aus betrachtet, kommt einem nicht grösser vor als ein Rückkorb. Da aber die Sonne 40 Millionen Stunden weit von uns entfernt ist, und uns doch noch ihr Durchschnitt gegen drei Fuss zu haben scheint, so muss sie mehr als eine Million mal grösser sein als die Erde, ungefähr wie eine Kanonenkugel gegen ein Pulverkörnlein. Dieses ungeheure Meer von silbergrauem Feuer ist aber der kristallene Ofen, an dem sich die Planeten wärmen, unsere Erde, der Mond, der Abendstern und noch viele andere, die, wie an einem Faden gebunden, unaufhörlich um die Sonne laufen, und ihr alle Seiten zukehren, um sich daran zu sonnen und zu wärmen; und auf diese Art bekommen die Erde und die andern Weltkugeln Tag und Nacht, Sommer und Winter, je nachdem sie sich der Sonne zu- oder abkehren.

Wie viel solche Sterne gibt es aber? Das will ich dir jetzt gleich sagen. Weisst du was eine Million ist? Eine Million ist tausend mal tausend. So gibt es z. B. eine Million lebendige Menschen im badischen Reich. Wenn man jeden auf einen besonderen Stern setzen wollte, so wäre überflüssig Vorrat von Sternen am Himmel. In Frankreich sind mehr als dreissig Millionen Menschen; auch da könnte man jedem Franzosen ein besonderes Häuslein am Himmel anweisen, denn man hat schon gezählt und ausgerechnet, dass in dem grossen breiten Band, dass sich über den Sternhimmel zieht, in der sogenannten Milchstrasse, allein 18 Millionen Sterne sind. Wie viele Millionen wird es aber erst noch geben weiter hinten im Sternenwald, wohin unser Auge und alle Gläser und Hohlspiegel nicht mehr langen?

Es kommt einem manchmal wie ein Schauder, wenn man so recht in den Sternenhimmel schaut; er blinzelt einen an so flammig und übernatürlich, wie ein Geist — aber kein böser. Und man möchte einen Psalm singen: "Schau ich deine Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du geschaffen — was ist der Mensch, dass du sein gedenkest, und des Menschen Kind, dass du auf ihn siehst?" — Jawohl wenn man sich so vertieft mit Aug' und Gedanken in den unendlichen Abgrund des Sternenhimmels, da möcht' man kleinmütig werden und denken: "O jeh, was bin ich für ein armes, winziges Geschöpf, das da am Grundschollen des kleinen Erdenplaneten herumkriecht — mein Haus ist ein kleines Stübchen, und unser ganzer Ort — nein, unser Land — nein, unsere ganze Erde — nur ein wenig Auskehricht gegen den ganzen Weltraum."

Und doch ist die Sache auch anders. Als ich das erste Mal meiner Lebtag nach Maria-Einsiedeln gewandert bin und von Richterschwyl höher und höher hinaufstieg, da öffnete sich auf einmal die Aussicht zum Tal hinab, wo Einsiedeln

drin liegt, und zu ganz anderm Gebirg. Felsen, viel grösser als die grössten Berge bei uns, durchbrechen den Himmel; bis zum Unsinn steil und hoch sehen sie aus wie steinerne Klammern, mit welchen der Himmel an die Erde geheftet ist. Ich schaute sie voll Erstaunen; es kam mir vor, als wäre ich gestorben, und ein anderer Planet oder Stern sei mir angewiesen zu bewohnen. Südlich streckte sich ein viele hundert Fuss hoher Stein gegen die Sonne empor, frech wie ein babylonischer Turm; eine schneeweisse Wolke zog vorbei, und sein Kopf war davon umschleiert. Wie wenn sie lebendig wären, so schauten diese Berge voll Hoheit und Stolz zu mir herüber. Wie gross muss Gott sein, dass er mit seinem Worte solche Berge ins Dasein haucht! Ich konnte nicht genug schauen und mich freuen, dass es so Herrliches gibt in der Natur. Aber ich empfand keine Niedergeschlagenheit oder Kleinmütigkeit beim Anblick jener Grössen, sondern meine Seele kletterte hinauf und flog kühn und freudig wie ein Adler darüber hinaus und fühlte: ich und jede Menschenseele ist doch noch grösser und mehr als ihr Berge all!

Sieh, o Mensch, in dir liegt etwas Grosses verborgen; ja du kannst so gross und wichtig vor Gott werden, dass Sonne, Mond und Sterne nicht so gross und wichtig vor Gott sind als deine unsterbliche Seele. Wenn eine Seele durch den hl. Geist geheiligt und mit Christus geeint ist, sei es auch nur eine arme Magd oder ein einfältiges Bauernbüblein, so strahlt sie klar und schön von der Erde bis zum Throne Gottes über allen Sternenglanz hinaus. Ja, die ganze Erde ist vor Gottes Augen ein tiefer Nachthimmel, von wo alle reinen gottseligen Seelen wie Sterne von verschiedenen Farben und Glanz hinaufleuchten. Die Seelen aber ohne Religion sind finster und schwarz; und was vor den Menschen für gross und prächtig gilt: Residenzstädte, ein Königsschloss und Fürstensaal und goldiger Thron, ein Kriegsheer in Parade aufgestellt, grosse Fabriken mit mächtigen Maschinen von der neuesten Erfindung, Dampfschiffe, Eisenbahnen, Volksversammlungen, Ständekammern, Prinzgeburten und Fürstenhochzeiten, ein Saal voll Staatsminister und Generäle, Schützenfeste, Industrieausstellung in Villingen, Beleuchtungen und Vivatgeschrei — wenn du dies alles vom Himmel herab mit saubern Geistesaugen ansehen würdest, käme es dir vor so niederträchtig und armselig, wie das Gewimmel eines Ameisenhaufens, den einer mit seinem Stock in Unruhe gebracht hat. Gott schüttelt einmal die Erde, dann wuselt alles verwirrt auseinander, und ohnedies stiefelt mitten drin der Tod herum, wie ein Schnepf, und spiesst mit seinem Schnabel bald den bald jenen geschäftigen Ameiserich heraus und verspeist ihn ohne alle Rücksicht, was er noch für Pläne und Geschäfte in seinem Ameisenhirn hegt, oder dass er erst eine so vergnügliche Aufbesserung der Besoldung bekommen hat, oder eine neue Pacht übernommen. Hingegen aus manchem armen, abgelegenen Dorf, von manchem Küchenherd, von mancher Furche im Feld, von manchem Krankenbett in einer kleinen Kammer, selbst aus mancher Schule, aus manchem Kloster und wohl auch aus einem Pfarrhaus, wo ein gewissenhafter Geistlicher sorgt und betet, strahlt eine Seele zum Himmel auf wie ein lieblicher Morgenstern, und tönt für das feine Gehör des Geistes wie heilige Musik, und sein Wohlgeruch steigt bis zum Himmel hinauf, während mancher hochgestellte Mann eben nur wie eine dicke Pechfackel, lodert, dampft, tropft, verlöscht und stinkt.

Damit das Volk recht lustig werde, hat man die Abgaben vermehrt und die Tanzerlaubnisse. An allen Ecken kann man jetzt gerade genug tanzen; da ist Kirchweih, dort ist Hochzeit, hüben ist ein lumpiges Bad, drüben ist Jahrmarkt oder gar nichts, aber doch Tanz. Da wird getanzt, gestampft, der Boden gutscht, die Musik jodelt, Uebermut und Lustigkeit jauchzen und schreien durcheinander, man sollte meinen, es gebe weit und breit kein Elend auf der Welt. — Vielleicht haben sie auch im 'Schwanen' oder im 'Lamm' zu Bühl gerade Musik und Tanz. Probier es einmal, geh vom Tanzboden weg; hinter dem Haus geht ein Steg über den Bach. Die Bühler tragen alle ihre Toten über den Steg, es geht dort auf den Kirchhof nach Kappen. Dort stell dich alleinig hin, es gibt da zweierlei zu betrachten. Schau hinunter vom Steg, da siehst du in bleichem Schimmer die Wellen glitzern und laufen, als tät es ihnen pressieren, sie schwimmen fort und lispeln unaufhörlich den Bachsteinen Adjö zu. — Nachher schau in die Höhe, dort siehst du am unermesslich tiefen Himmel die reinen heiligen Sterne funkeln, ruhig und ernst wie ewige Zielsteine am Himmel. Nun denk: die Musik und die Lichter und das Herumtummeln droben im Tanzsaal, das verläuft schnell wie die Wellen drunten im Bach; und alles auf Erden, Lust und Leid, Gut und Armut, Ehr und Schmach, Leib und Leben, schwemmt hinunter in Vergessenheit. Hingegen wie die Sterne festbleiben — so stehen die Gebote Gottes über der Welt; darum sagt der Apostel: "Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit."

Wer Gott den Rücken kehrt, läuft dem Teufel in die Hände.

Du bist der Weg der Wahrheit, Gott
als Einheit dreifach, unaussprechlich.
Es wirkte in uns deine Gnade:
dass wir dem Herrn, der kommen will,
entgegengehn in wuerdigem Werke
und seligen Lohnpreis uns erwerben.

(Rotulus von Ravenna)

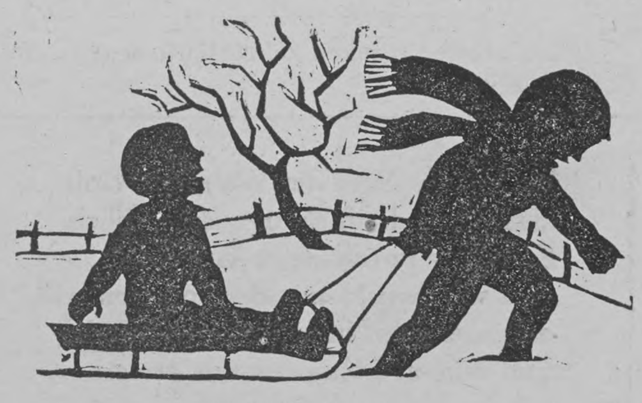
Die Pilgerfahrt nach St. Albert

Von P. Jos. Schneider, O.M.I.

Wir waren in Banff gewesen und hatten zwei Tage lang die Naturschönheiten des Felsengebirges genossen. Den Rest unsrer Erholungszeit wollten wir benutzen zu einem Besuch des Oblatenschreines von St. Albert. Sieben Meilen nordwestlich von Edmonton's Stadtgrenze gelegen, ist er einer der ältesten Missionsposten des Nordwestens. Gegründet wurde er 1861 von Erzbischof Taché O.M.I. Bischof Grandin O.M.I. erwählte ihn 1872 zu einem Bischofssitz: damit wurde er die Wiege der Diözese Edmonton.

Am Abhang des landschaftlich schönen Hügels begrüsst uns in Lebensgrösse das Denkmal des berühmten P. Lacombe; der Platz war nach seinem hl. Namenspatron benannt worden. Auf dem Sockel hat man in Indianerlauten verschiedener Stämme seinen grössten Ehrentitel eingeritzt: "Der Mann mit dem goldenen Herzen".

Die Kathedrale weist einige Kostbarkeiten auf. Die Kerzenständer auf dem Hochaltar haben alte Missionare auf Europareisen dem Kaiser Napoleon III. abgebettelt. Die ewige Lampe brannte einmal in höchst denkwürdiger Stunde in Paray le Monial, als das Hhl. Herz Jesu der hl. Maria Alacoque sich zeigte. Viel mehr noch fesselt uns am hinteren Ende der Kirche die Krypta mit dem dreiteiligen Sarkophag hervorragender Oblatenpioniere. Da liegt Bischof Vital Grandin, (gest. 1902), dessen Name einmal auf der Liste der Seligen stehen wird; P. Lacombe (gest. 1913), der grosse Missionar der Mestizen, Cris und Schwarzfussindianer; P. Leduc, Bischof Grandin's Freund und Bewunderer; sein Finanzverwalter und seine rechte Hand im Plänemachen, Bauen und Organisieren. Das Heiligtum ist als Missionskapelle eingerichtet; einige Stücke wunderbarer Schnitz- und Plasterarbeit unsrer Missionsbrüder zieren den Weihealtar der kleinen hl. Theresia. Sinnige Sprüche an den Wänden erzählen vom Opferleben der Priesterhelden, die hier den Schlaf des Todes schlummern. Diener Christi sind sie gewesen und haben fast Uebermenschliches durchgemacht. II Cor. 11: Gefahren auf Flüssen und von Heiden, Gefahren in der Wüste und auf dem Meer, von Räubern und falschen Brüdern; dazu Mühen und Beschwerden, Hunger und Durst, Kälte und Blösse. Ein heiliger Schauer überläuft uns, da wir ihr Leben an diesen Worten des Völkerapostels messen.



Winterfreuden

Weitere Schritte führen uns am alten Knabenkolleg vorbei auf den Pfarrfriedhof. An dessen Ende stossen wir auf die Gräberreihen verstorbener Oblaten. Sie erinnern lebhaft an die Soldatengräber in Frankreich aus dem ersten Weltkrieg; einmal durch die weissen Holzkreuze, die alle gleich in Form und Grösse in erschütternder Einfachheit das Kopfende zieren; dann aber auch durch ihre stumme Predigt vom Martertum jener, die unter ihnen ruhen. "Grössere Liebe hat niemand als wer sein Leben gibt für seine Freunde." Die meisten Namen darauf sind französischer Herkunft, alle Männer des Glaubens, die Eltern und Heimat verlassen, um von der Prairie bis zum Eismeer die Botschaft des Friedens zu tragen. Was sie gearbeitet, was sie ausgestanden, davon erzählt uns das Museum auf der andern Seite des S. Alberts-Hügels.

Dies Museum ist das erste Gotteshaus, das je im Nordwesten errichtet worden ist; zum Schutz gegen schädigende Wettereinflüsse hat man es sorglich mit einer Backsteineinfassung umgeben. Das Innere bewahrt den alten Holzaltar; die Kommunionbank, die Gloriastühle mit Büffelhörnern verziert. Geräumige Glasschränke enthalten die hl. Gewänder und Gefässe der Urzeit. Bischofshüte und Krummstäbe; Kruzifixe, die die Missionare auf der Brust getragen; Canoes und Hundeschlitten; Feuerwaffen zur Besorgung der täglichen Nahrung, wenn sie verlaust und erschöpft dahin zogen, die Augen wund gerieben von hölzernen Schneebrillen, die Knie geknickt von der Schneeschuhkrankheit. Man sieht auch eine alte Ziehharmonika, mit der ein Pater sich die Stunden schrecklicher Einsamkeit versüsste, sowie die Schnupftabakdose vom P. Lacombe. Daneben die blutige Axt, mit der ein Indianer den Bruder Alexis erschlagen; Gewehre und Dolch, mit denen die Patres Le Roux und Rouvière im ewigen Eis von Eskimos ermordet wurden. Eine Abteilung zeigt die ersten Katechismen und bibl. Geschichten in verschiedenen Indianersprachen verfasst; desgleichen mehrere Stichproben aus dem Briefwechsel zwischen P. Lacombe und der Ottawa-Regierung.

All diese Dinge reden zu uns von den letzten 100 Jahren schwerer und schwerster Pionierarbeit. Uns scheint das Leben manchmal schwer mit Autos und Eisenbahn; wie muss es erst damals gewesen sein! "Die Opfer, die wir bringen müssen," schrieb Bischof Grandin 1890, "sind heute kaum zu glauben; in 20 Jahren wird man sie als unmöglich betrachten." Ja, unbegreiflich in der Tat kommt es uns vor, wie solch ungeheure Wegestrecken mit Boot und Ochsenwagen bewältigt wurden; wie Berge von Schwierigkeiten soldatenhaft schlicht und einfach überwunden wurden. Wahrlich, die Geschichte dieser Männer ist glorreich wie die Geschichte der 12 Apostel; nur mit tiefster Rührung im Herzen konnten wir uns von all jenen Andenken trennen.

Ein Gedanke kam uns beim Abschied, da wir die Erlebnisse unsrer Ferienwoche verglichen: die Gebirgswelt der Rockies ist majestätisch schön; aber schöner noch ist jenes Fleckchen Erde, das sich den Oblatenschrein von St. Albert

---

DIE LIEBE SIEGT

Wie ausgedörrt von weitem Marsche durch grausam sengende Sonne, so rückten Soldaten des Kaisers Konstantin bei Nachtanbruch in eine Stadt ein. Bald schon eilten zu ihrer Verwunderung Leute herbei, um ihnen Erfrischungen und Lebensmittel zu bringen. Dankbar für diese Hilfe zur rechten Zeit, für solche Menschenfreundlichkeit, fragte einer von ihnen,Pachomius, einen Fremden: "Wer sind diese Gütigen, die ungebeten unserer Not so brüderlich sich annehmen?" Man antwortete ihm: "Christen! Sie tun es um der Liebe Gottes Willen — und dienen ihm in dem Nächsten!" Das griff dem heidnischen jungen Mann ans Herz, und er gelobte, diese Religion der Liebe kennenzulernen, wenn er aus seiner gegenwärtigen Not befreit würde.

Bald darauf siegte Kaiser Konstantin und entliess einen Teil seines Heeres. Pachomius war unter den Heimkehrenden. Sogleich eilte er nach Chinobroscium, einem Dorfe bei Theben, um sich im Christentum unterweisen zu lassen. Und auch er lebte fortan ein Leben der Liebe zu Gott und dem Nächsten und riss viele mit sich durch sein Beispiel.

Zum Schlafen sind wir nicht geschaffen, sondern zum Arbeiten; auch nicht zum Essen und Trinken, sondern zur Aufwendung der dadurch gewonnenen Kraft.

* * *

Man glaubt nicht, wie schwer es für viele Menschen ist, hinabzusteigen im Leben, sich in geringere ärmlichere Verhältnisse zu schicken, und wie viele Sünden und Verbrechen begangen werden, um diese sauren Schritte nicht vor der Oeffentlichkeit tun zu müssen.

Heilige des Monats

Am 10. Dezember ist das Gedächtnis der seligen Immina. Sie war die Tochter eines thüringischen Herzogs. Nachdem sie ihr Erbgut, die Burg Marienberg in Würzburg, dem ersten Bischof dieses Bistums, dem hl. Burkard, übergeben hatte, zog sie sich in die Einsamkeit zurück. Ihr Todesjahr ist unbekannt. Es ist um die Mitte des 8. Jahrhunderts anzusetzen.

Am 11. Dezember wird eines seligen Dietrich gedacht. Er war ein Westfale, verbrachte aber den grössten Teil seines Lebens als Wanderprediger in Belgien und starb gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Löwen als Vorsteher des dortigen Franziskaner-Klosters. — Am 11. Dezember gedenkt man auch der hl. Wilburgis. Früh verwaist und verarmt, schloss sie sich in eine Zelle ein neben der Stiftskirche St. Florian in Oberösterreich. Dort führte sie ein Leben der Busse und des Gebetes. Sie starb um 1289.

Am 12. Dezember ist das Gedächtnis des hl. Vizelin. Er wird der "Apostel von Holstein" genannt. Als Bischof von Oldenburg predigte er den noch heidnischen Bewohnern in Holstein. Die letzten Jahre vor seinem Tode ertrug er mit heldenmütiger Geduld ein schweres Leiden, das ihm den Gebrauch der Glieder raubte. Er starb 1154. — Am 12. Dezember gedenkt man ferner des hl. Walarich. Er war der Sohn eines armen Bauern. Gegen den Willen seines Vaters wurde er Mönch. Als Abt des Klosters Luxeuil in Burgund predigte er den noch heidnischen Bewohnern der Umgebung das Evangelium und gründete ein Kloster an der Mündung der Somme, das später nach ihm St. Valerie genannt wurde. Er starb 622.

Am 13. Dezember gedenkt man eines hl. Autbert, der als Bischof von Cambrai (Frankreich) 668 starb. — Am 13. Dezember ist auch das Gedächtnis des seligen Bruders Berthold von Regensburg. Er war einer der ersten Franziskaner Deutschlands und wohl der grösste Volksmissionar des Mittelalters. Er wirkte besonders in seiner Heimat, dann in Steiermark, in Baden, in der Schweiz und im Elsass, er kam aber auch bis nach Böhmen und Ungarn und predigte endlich den Kreuzzug in Frankreich und Süddeutschland. Er starb 1272. — Am 13. Dezember ist endlich noch das Fest der hl. Odilie. Sie war die Tochter eines Herzogs von Elsass. Bei der Taufe erhielt sie das Augenlicht. Nachdem sie herangewachsen war, schenkte ihr der Vater das Schloss Hohenburg. Hier errichtete Odilie ein Nonnenkloster. Als Aebtissin dieses Klosters gründete sie dann in der Nähe noch ein Krankenhaus, wo sie selbst die Kranken pflegte. Ihr Todesjahr ist das Jahr 720.

Der Pfarrer von Cucugnan

Von Alphons Daudet

Der Abbé Martin war Pfarrer in Cucugnan.

Er war gut wie das Brot, treu wie Gold und liebte väterlich seine Cucugnaner; für ihn wäre sein Cucugnan das Paradies auf Erden gewesen, wenn die Cucugnaner ihm mehr Freude gemacht hätten. Aber leider! Die Spinnen webten in seinem Beichtstuhl ihre Netze, und am schönen Osterfeste blieben die Hostien unangerührt im Ziborium. Dem guten Priester blutete deswegen das Herz, und jeden Tag erbat er von Gott die Gnade, ihn nicht eher sterben zu lassen, als bis er die zerstreute Herde in den Stall zurückgebracht habe. — Und Gott erhörte sein Gebet.

Eines Sonntags, nach dem Evangelium, bestieg Abbé Martin die Kanzel.

"Meine Brüder," sagte er, "ihr möget es mir glauben oder nicht, — in der vergangenen Nacht befand ich armer Sünder mich an der Pforte des Paradieses.

Ich klopfte: Sankt Petrus öffnete mir!

"Sieh da! Du bist's, mein lieber Pfarrer Martin," sagte er. "Welcher gute Wind führt dich denn her? Und womit kann ich dir dienen?"

"Lieber heiliger Petrus, du hast das grosse Buch und den Schlüssel zum Himmel. Könntest du mir wohl sagen, wenn es nicht allzu neugierig von mir ist, wieviel Cucugnaner du im Paradies hast?"

"Warum soll ich dir das abschlagen, lieber Martin? Setzte dich, wir wollen mal zusammen nachschauen."

Und Sankt Peter nahm sein dickes Buch, öffnete es und setzte seine Brille auf:

"Da wollen wir einmal sehen: Cucugnan sagtest du. Cu ... Cu ... Cucugnan. Da haben wir's. Cucugnan ... Mein lieber Pfarrer Martin, die Seite ist ganz leer. Keine Menschenseele ... Nicht mehr Cucugnaner, als Gräten in einer Truthenne."

"Wie?" Niemand aus Cucugnan hier? Niemand? Das ist nicht möglich! Sieh noch einmal nach ..."

"Niemand, Verehrtester. Schau doch selbst nach, wenn du glaubst ich scherze."

Oh weh! Ich flehte mit gefalteten Händen um Erbarmen. Darauf Sankt Peter:

"Glaub mir, mein lieber Martin, du darfst es dir nicht so zu Herzen nehmen, dich könnte ja deswegen der Schlag rühren. Deine Schuld ist es ja schliesslich nicht. Deine Cucugnaner werden sicherlich eine kleine Quarantäne im Fegfeuer aushalten müssen."

"Ach, hab doch Mitleid, grosser heiliger Petrus! Hilf mir, dass ich sie wenigstens einmal sehen und trösten kann."

"Aber gern, mein Lieber ... Da, zieh schnell diese Sandalen an, denn die Wege dorthin sind gar nicht gut ... So ist's recht ... Geh jetzt immer gerade aus. Siehst du dort unten, ganz hinten, an der Biegung? Da findest du eine silberne Tür, ganz mit schwarzen Kreuzen besetzt ... rechter Hand. Klopfe dort an, und man wird dir öffnen ... Gehab dich wohl! Bleibe gesund und lass dir den Mut nicht rauben."

* * *

Und ich wanderte und wanderte! Welche Mühsal! Mich überläuft eine Gänsehaut, nur wenn ich daran denke. Ein kleiner Pfad, bestanden mit Brombeersträuchern, voller leuchtender Karfunkelsteine und zischender Schlangen führte mich bis vor die silberne Tür.

"Bum! Bum!"

"Wer klopft da?" fragte eine rauhe und klagende Stimme.

Der Pfarrer von Cucugnan."

"Von wo ...?"

"Von Cucugnan."

"Ah! Tritt ein ...!"

Ich trat ein. Ein grosser schöner Engel mit Flügeln, die so düster waren wie die Nacht, mit einem Kleide, so glänzend wie der Tag, und mit einem diamantenen Schlüssel am Gürtel schrieb emsig in ein grosses Buch, das noch viel dicker war als das von Sankt Peter ...

"Nun, endlich, was willst du? Und was verlangst du?" sprach der Engel.

"Schöner Engel Gottes, ich will nicht neugierig sein, doch möchte ich gerne wissen, ob ihr hier die Cucugnaner habt."

"Wen ...?"

"Die Cucugnaner, die Leute von Cucugnan ... ich bin nämlich ihr Pfarrer."

"Ah! der Pfarrer Martin, nicht wahr?"

"Zu dienen, hoher Engel."

"Du sagtest also Cucugnan ..."

Und der Engel öffnete sein dickes Buch und blätterte darin umher, indem er seinen Finger anfeuchtete, damit die Blätter sich schneller umwenden liessen ...

"Cucugnan," sagte er und stiess einen langen Seufzer aus ... "Freund Martin, wir haben niemanden aus Cucugnan im Fegfeuer."

"Jesus! Maria! Josef! Niemand aus Cucugnan im Fegfeuer! O, grosser Gott! Wo sind sie denn?"

"Nun, ehrwürdiger Mann, sie sind im Paradies. Wo sollen sie denn sonst sein?"



“Aber ich komme ja gerade vom Paradies ...”
“Du kommst dorther ... Nun also?”

“Nun ja! Dort sind sie nicht! ... Ach! liebe Himmelsmutter! ...”

“Was willst du denn, mein Herr Pfarrer! Wenn sie weder im Paradies noch im Fegfeuer sind, müssen sie wohl ...”

“Heiliges Kreuz! Jesus, Sohn Davids! Ach, ach, ach! Ist es möglich? ... Sollte mich der heilige Petrus angelogen haben? ... Ich habe doch keinen Hahn krähen hören! ... Ach! Wir Armen! Wie soll ich denn ins Paradies kommen, wenn meine Cucugnaner nicht da sind?”

“Höre, mein lieber armer Martin. Da du dich um jeden Preis überzeugen und mit eigenen Augen sehen willst, wie die Dinge liegen, so schlage diesen Fusspfad ein und laufe, was du zu laufen vermagst ... Du wirst linker Hand ein grosses Tor finden. Dort kannst du dich über alles erkundigen. Gott sei mit dir!”

Und der Engel schloss die Tür.

Es war ein langer Pfad, ganz mit glühenden Kohlen gepflastert. Ich wankte, als wenn ich getrunken hätte. Bei jedem Schritte strauchelte ich; ich war ganz in Schweiss gebadet; an jedem Stück meiner Haut hing ein Tropfen Schweiss, und ich keuchte vor Durst ... Aber dank den Sandalen, die mir der gute heilige Petrus geliehen hatte, verbrannte ich mir nicht die Füsse.

Als ich humpelnd genug hin- und hergestrauchelt war, sah ich zu meiner Linken eine Tür ... nein, ein Tor, ein gewaltiges Tor, das mir entgegengähnte wie die Tür eines grossen Backofens. Ach, meine Kinder, was für ein Anblick! Dort fragte man nicht nach meinem Namen; dort gab es überhaupt kein Register. In grossen Schubs und bei weit geöffneter Tür tritt man dort ein, wie ihr Sonntags in die Kneipe tretet.

Ich schwitzte dicke Tropfen, und doch war ich erstarrt; ein Schauder schüttelte mich. Meine Haare sträubten sich. Es roch nach Verbranntem, nach geröstetem Fleisch. Etwas drang in meine Nase wie der Geruch, der sich in unserem Cucugnan verbreitet, wenn Eligius, der Hufschmied, den Huf eines alten Esels brennt, um ihn zu beschlagen. In dieser stinkenden, mit Brandgeruch erfüllten Luft verlor ich den Atem; ich hörte einen schrecklichen Lärm, Seufzer, Geheul und Flüche.

“Nun, willst du herein oder nicht?” ruft mir ein gehörnter Dämon entgegen, indem er mit seiner Furke nach mir sticht.

“Ich? Ich trete nicht ein. Ich bin ein Freund Gottes.”

“Du bist ein Freund Gottes ... Was willst du dann hier?”

“Ich komme ... Ach! nehmt es mir nicht übel, aber ich kann mich nicht mehr auf den Beinen halten ... Ich komme ... ich komme von weit her ... ich wollte gehorsamst anfragen ... ob ... ob ... vielleicht zufällig ihr nicht hier ... jemand ... aus Cucugnan habt ...”

“Na! Zum Donnerwetter! Du stellst dich aber dumm an, als wenn du nicht genau wüsstest, dass ganz Cucugnan hier ist. Komm her, hässlicher Rabe, schau mal herein, und du wirst sehen, wie wir sie hier zurichten, deine famosen Cucugnaner ...”

Und ich sah mitten in einem schrecklichen Flammenwirbel:

Den langen Galline, ihr habt ihn alle gekannt, meine Brüder, Galline, der sich so oft betrank und so oft seine arme Frau verprügelte.

Ich sah Catarinet ... diese Herumstrolcherin ... mit ihrer Stumpfnase ... die allein in der Scheune schlief ... Ihr erinnert euch doch, ihr Schlingels! ... Doch genug, ich habe bereits zu viel gesagt.

Ich sah Pascal, der Juliens Oliven stahl und sein Oel daraus presste.

Ich sah Babet, die Aehrenleserin, die beim Aehrenlesen ganze Hände voll aus den Garben raffte, um ihre Garben rascher binden zu können.

Ich sah Meister Grapasi, der das Rad seiner Schiebkarre auf billige Weise schmierte.

Und Tortillard, der ruhig seines Weges weiterging, wenn ich ihm mit der Monstranz begegnete, der die Mütze auf dem Kopf und die Pfeife im Schnabel behielt, als wenn er einem Hunde begegnet wäre.

Und Coulan mit seiner Zette, und Peter und Toni ...

Erschüttert, bleich vor Furcht, seufzten die Zuhörer. Der eine erblickte in der offenen Hölle seinen Vater, der andere seine Mutter und jener seine Schwester . . .

"Ihr fühlt wohl, meine Brüder," fuhr der gute Abbé Martin fort, "ihr fühlt wohl, dass dies nicht so weiter gehen kann. Eure Seelen sind mir anvertraut, und ich will, ich will euch vor dem Abgrund retten, in den ihr alle im Begriffe seid, kopfüber hinunterzupurzeln. Morgen mache ich mich an die Arbeit, nicht später als morgen. Und die Arbeit wird mir nicht fehlen! Ich werde euch jetzt sagen, wie ich die Sache anfassen werde. Damit alles gut geht, muss man es sich einteilen. Wir werden der Reihe nach gehen, wie beim Tanze.

Morgen, Montag, werde ich den alten Männern und Frauen die Beichte abnehmen. Viel wird es nicht sein.

Am Dienstag kommen die Kinder. Ich werde damit bald fertig sein.

Am Mittwoch die jungen Burschen und die Mädchen. Das wird lange dauern.

Am Donnerstag die Männer. Wir werden es kurz machen.

Am Freitag die Frauen. Ich werde sagen: macht keine Geschichten!

Am Samstag der Müller . . . Ein Tag für ihn ganz allein wird nicht zuviel sein.

Und wenn wir am Sonntag zu Ende sind, werden wir glücklich sein.

Seht ihr, meine Kinder, wenn das Korn reif ist, muss man es schneiden, wenn der Wein abgezogen ist, muss man ihn trinken. Hier ist schmutzige Wäsche genug; es kommt darauf an, sie zu waschen und gut zu waschen.

Die Gnade des Himmels sei mit euch! Amen!"

* * *

Gesagt, getan! An der Lauge wurde nicht gespart.

Seit diesem denkwürdigen Sonntage verbreitete sich der Wohlgeruch der Tugenden von Cucugnan auf zehn Meilen im Umkreis.

Und der gute Pfarrer Martin, glücklich und voller Freude, hat geträumt, dass er, von seiner ganzen Herde gefolgt, in glänzender Prozession inmitten brennender Kerzen und einer Wolke balsamisch duftenden Weihrauchs und eines Kinderchores, der das Tedeum sang, den erleuchteten Weg zur Stadt Gottes emporstieg.

Das Gebet erleuchtet, reinigt, tröstet, erfreuet und verschafft die Gunst Gottes. Das Gebet erleichtert die Arbeit, nährt die Andacht, gibt Selbstvertrauen. Es verscheucht die Trägheit, vertreibt den bösen Geist und überwindet die Versuchung.

"Von Anmut sind umgossen deine Lippen, darum hat Gott auf ewig dich gesegnet."

Immer wenn ich diese Worte lese, wacht in mir dann ein grosses Verlangen auf auch etwas von dieser Anmut des Herzens zu besitzen.

Anmut — liegt nicht schon im Klang dieses Wortes etwas ungemein Anziehendes, Liebenswürdiges?

"Von Anmut sind umgossen deine Lippen"— kann man sich vorstellen, dass solche Lippen jemals herrische, lieblose, unfriedliche Worte formen?

Oder können wir uns denken, dass Unmut, Verdriesslichkeit, Unzufriedenheit Platz finden in einem Herzen, das von Anmut erfüllt ist?

Und wenn ein solches Herz einen Wunsch abschlagen, einen Verweis geben muss — wird es nicht immer suchen, eine solche Form zu finden, die in dem andern mehr aufbaut als niederschlägt?

"Von Anmut sind umgossen deine Lippen"— und wenn nun ein solches Herz selber Entsagung, selber Enttäuschung erlebt? Wenn das Herz in Dunkelheit und Verlassenheit versenkt wird; wenn Gott anscheinend in rätselhafte Ferne zieht; wenn die Stunden von Bitterkeit durchtränkt sind — wird da die Seele nicht doch mit grossem Verlangen danach trachten, in aller Bitterkeit so vor Gott zu stehen, dass er immer noch einen Schimmer jener Anmut entdeckt, die ihn so sehr an den Menschenseelen entzückt?

O Gott, verleihe uns die Anmut des Herzens, auf dass du am Ende unserer Tage zu uns sprechen kannst: "In deiner Anmut und in der Schönheit dein erhebe dich, zieh hin in Glück und herrsche. Alleluja!

Elisabeth zur Wieden.

WAHRHEITEN

Von Adolf Kolping

Es ist ein herrlicher Gedanke, den das Christentum uns so nahelegt, dass die, die sich im Leben hienieden gegenseitig zum Heile verhelfen, sich drüben wiederfinden, wo unzerreissbare Bande ewiger Freundschaft die Kinder Gottes miteinander verbinden. Das ist der beste Trost beim Andenken an unsere Hingeschiedenen.

* * *

Fast alle tüchtigen Menschen sind durch Not und Missgeschick in der Jugend zur Tüchtigkeit gekommen.

* * *

Wer bei wichtigen Dingen scheut, verdient nicht, dass er wichtige Dinge unter die Hände nimmt.

* * *

Ohne Hemmnis auf dieser buckligen Welt nichts Grosses im Menschenleben.



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Ich muss Eich soge, und niemand net kann abstreite, dass mir uff die Weihnocht zugehe tue. Und weil mir uff die Weihnocht zugehe, deshalb hen mir auch die Christepflicht, uns auf solles Fest vorbereite.

Ich, wo ich mit meine Person schon ieber die siebzig Weihnochte mitgemocht hob, ich tu aus Erfohrung wiesse und niemond net braucht mich uffkläre, wie das die Leit sich auch ohne mein gudes Wort uff die Christmas vorbereite tue. Es tut noch kein Heiliger Obend net sein, und schon könne mir höre mit unsre eigne Ohre, wie dass desch Radio "Stillige Nocht, Heilige Nocht" singe tut oder das beriehmte Liedl von die Jingle Bells, bei was welles Jingle Bell Lied der Domonic, was mein Aelschter sein Aelschter is, hupse tut wie ein Grasshupper. Und solles G'hupse tut mich uffrege, vonwege weil ich denk und weil es meine Meinung sein tut, wie dass ein guder Christ vor die Weihnocht net hupse soll. Vor die Weihnocht hen mir Advent, was weller Advent net zum Tonze da is, ober zum Bete.

Ober von soller Sach hen ich net im Sinn g'hat, zu spreche. Ich will uff das Vorbereite zurieckkomme. Und do muss ich soge, liebe Leit: Tut's Eich richtig vorbereite! Ober da tut man den Eaton Catalog in die Hand nehme, und da tut man denn studiere, was welles Christmas present man fier sollen Freind kaufe soll, und was welles fier sollen. Und nochher lauft's die Mutter hinner dene Voter her und tut ihm in die Ohre liege:

"Isidor, wir miesse uff Regina fohre von wege das Christmas Einkaufe."

Und die Madel, wenn sie solles here, tun die Mutter fiess unnerstietze. Ich tu immer soge: Wenn die Madel beim Uffwasche und beim Einkoche soller Weis die Mutter unnerstietze wollte wie vor die Weihnacht mit das Uff-Regina-Fohre, dann täte mir nix net hobe als heilige Madel, was welle Madel mit den Flyer in den Himmel fohre, wenn sie sterbe sollte.

Der arme Voter, wenn er so geplogt is von sein Weib und seine eigene Kinner, tut nochher "Alright" soge und tut Gas von der Station fier den trip hole. Und uff seinen Weg zur Station tut er sich ieberdenke, wieviel Dollar dass er hot, von was welle Dollars sein Weib nix net wiesse tut. Solle Dollars sein immer gut im Sack zu hobe, vonwege weil man doch in der Stadt ein Platz zum Hinhucke finne muss, wenn die Weibsleit in die stores rumlaufe tue. Solles is der Voter am Ieberdenke und es macht ihm Freid, weil er fiess gut wiesse tut, wie das bei solles Hinhucke der Moge das Bier enjoye werd.

Am annren Tog is jeder frieh uff die Beine. Der Voter und die Mutter tun das Vieh fiettre und melke, bei was welle Orbeit die Madel net helfe könne, vonwege weil sie sich das Haar fixe miesse. Die Bube tun schiempfe und auch allzumol sakramentiere uff die Madel, und nochher hucke sie alle uffg'regt in der car und fahre uff Regina.

Wenn sie uff Regina komme sind, dann tut die Uffregung erscht losgehe. Die Mutter will zu Williams, das eine Madel sogt, bei Eatons sein Kleider, was man gleich anschaue muss, vonwege weil man nochher net mehr wiesse tut, ob's Geld lange tut fier ein neies Weihnochtskleid, das anre Madel tut heule, weil sie permanents hobe möchte, und der kleine Bub tut brielle, vonwege weil er hungrig is und weil die Mutter und die Schwestren net gleich in das restaurant gehe wolle

Die Mannsleit tun wieder schiempfe und sakramentiere. "Um fienf Uhre tu ich eich bei der car treffe," sogt der Voter und geht. Und die ältren Bube tun dasselbe moche und tun sich denke: "Das is kein Vergniege net, mit die Weibsleit uff die Stadt zu fohre."

Und so tun sie alle ihre Wege gehe, und nochher treffe sie sich bei der car. Net um fienf Uhr, ober um acht Uhr. Und alle tun sie den anren ieberschiempfe, vonwege was er net dogewest is um fienf. Uhr.

Solle Uffregung tut man nochher Vorbereiten uff die Weihnocht nenne. Ne, liebe Leser und Leserinnen, desch hen mir daham net g'hat. Es is schen

und christlich, dass mir presents einkaufe fier unsere liebe Freinde und Verwandte. Ober desch is net die Hauptsach. Uff die Weihnocht hot ein jeder die Pflicht, Friede uff die Erd und ins Haus zu bringe. Desch is die Hauptsach. Darum tu ich soge: Mocht's Friede daham und in eire Herze, und ihr werd's schene und glieckliche Weihnocht hobe. Tut's eich net rumschloge, wenn ihr zur Stadt fohre wollt vonwege die presents, vonwege weil solles kein Friede net is.

Jetzen will ich eich eimol verzähle, was wellen Friede die Leit uff die Christmas manchmol mache tue. An einen fiess kolte Weihnachtsobend hob ich beim Poter in der Stuben g'huckt, was wellen Poter ich frehliche Weihnocht anwiensche g'gange bin. Beim Poter hob ich auch den Lietzler Baltasar getroffe, was sehr geizig wor und ein grosser Feind vom alten Putz Georg. Wie mir alle drei so gesesse und geplaudret hobe, da uff eimol hen mir unnerm Fenster singe und noch jedes g'sungne Wort fiess schnaufe g'hert:

"Ein Kind geborn zu Bethlehem,
Drum freiet sich Jerusalem."

Nach dem Wort "Jerusalem" hot's einen g a n z wietiegen Schnaufer g'gebe und nochher ein lautes "Alleluja."

Wie der Baltasar solles g'hert hot, is er weiss g'worde wie ein Schnupptiechel. Er hot gleich gewiesst und hot's auch gleich g'sogt:

"Solles Singe und solles damische Schnaufe tut vom Putz Georg abstamme. Der tut da unnerm Fenster stehe und tut anständige Leit verschrecke."

Er hot noch vieles anre soge wolle, ober do is der Putz Georg auch schon h'neinkomme mit ein Krug in der Hand. Zuerscht hot er alle einen guden Obend gebote, und dann hot er wiedermol g'sunge und g'schnauft, um dem Poter a u c h ein glieckliches Christmas anzutroge. Und wie er mit solles fertig wor, hot er dem Poter den Krug iebergebe mit die Wort:

"Da sollt's Ihr auch ein Christmas von mir und von mein Weib hobe. Den Krug kennt's Ihr mir morgen nach der Kerch zurieckgebe."

"Was is denn drinne in eiren Krug?" hot der Poter gefrogt.

Und der Georg hot geantwort:

"Um Eich, Poter, eine Freid zu moche, hen mir heit Butter gestosse. Do hen Ihr die Buttermilch."

Der Baltasar, was schon wie auf Feier g'huckt hot vonwege weil der Georg ein present gebrocht hot und er keines net, is beim Wort "Buttermilch" uffgesprunge.

"Buttermilch tut's Ihr soge, Ihr Geizkroge? Tut's Ihr Eich net schäme? Den Butter hen Ihr fier Eich beholte weil der zu gut is fier den Poter und . . ."



Glieckliche Weihnocht von der Pauline.

Do is denn der Georg uffgefohre, hot den Baltasar den Krug mit die Buttermilch unner die Nas geholte und hot geschriee:

"Luder verkrieppeltes, muss ich mich an die Weihnocht von eich beschiempfe losse?"

Ober weiter is er net g'komme, vonwege weil der Poter mit lauter Stimm gerufe hot:

"Friede, mocht's gleich Friede, heit is Weihnochte." Und dann hot er zu die beide gesproche wie dass ein anständiger Christ immer Friede hobe tut mit die Nachbors und wie dass er net denke tut, dass ein Mann, was Streit hot und Streit sucht, einer von die ehrliche Mannsleit sein kann.

"Ich bin ein Mann, was jeder respekte tut," hot der Baltasar drauf gerufe, und der Georg is dazwische gefohre:

"Und ich tu mir die Ehr ansoge, dass ich mit jeden in Friede leben tu, und wenn ich's net mehr stände kann, nochher is es dem Lietzler sein Schuld."

Wie der Poter wieder zu beide gesproche hot, da hot keiner vor den Poter bös auslucke wolle, aus was welle Ursach sie sich mit wietiege G'sichter die Händ zum Friede gegebe hobe.

"Und jetzten will ich eimol zeigen, wie dass ich den Poter triete tu," fing der Lietzler Baltasar nach sollem Händgebe an zu spreche. "Jetzten tu ich eich alle in mein Haus zum supper einlode."

Und wir sein alle gegange. Der Poter, der Baltasar, der Georg und ich. Der Georg hot ober nix net gesproche, und ich hob's gleich g'sehe, dass die Geschicht von der Buttermilch noch kein End net hot.

Wie mir beim Baltasar ins Haus kame, is dem Baltasar Seine uffgesprunge und hot ein Quitscher gebe wie ein junges Madel.

"Jetzen hen ich doch nix net gewiesst, dass der Baltasar mir den Poter und anre Freind ins Haus bringe tut. O mai, Poter, Ihr werd's entschuldige, wenn mein supper, was gornet expected wor, net gut werd. Ober hobt's keine Aengsten net. Mir hobens, und was mir hoben, solles gebe mir auch. Net wie anre Leit . . ." und bei dieses Wort hot sie uff den Georg g'schaut, dass ich gedenkt hen: Jetzen kommt ein Dunnerwetter."

Ober es is keins net komme. Der Georg hot sich hing'huckt und hot mit uns uff das supper gewortet. Nach einer halbe Stund is alles uff'm Tisch gewest. Mir sein zum Tisch g'gange und hen angefange zu esse. Dem Baltasar Seine is immer um den Poter rumgesprunge:

"Poter," hot's immer geheisse, "seid's net blöd, tut's zulange. Mir hobe es und mir gebe es gern."

Wie mir mit dem turkey fertig wore und auch mit dene pie, da ist der Baltasar uffgestanne und hot Gläser gebrocht, in was welle Gläser er was h'neingegosse hot.

"Hier, Poter, uff eire G'sundheit. Uff dass Ihr lange lebe tut und net vergesse möcht uff den Baltasar, was weller Baltasar sich auskenne tut, wie dass ein guder Christ seinen Poter triete soll."

Ich hen mich fiess gewundret, dass noch immer net kein Dunnerwetter aus'm Mund vom Georg komme is. Der Georg hot ober, wie alle anre, auch sein Glas g'nomme und hot's zu die Lippe gehobe. Wie er den Schnaps, was weller Schnaps in sollem Glas gewest is, in seine Gurgel h'nunner gegosse hot, da is er uffgesprunge mit rollende Auge und hot doch geschriee:

"Von meine Buttermilch hast Spott getriebe, du Luder, und hier tust dem Poter sollen Cucumberschnaps gebe? Du Homebrewseifer du Geitziger, ich werd's Dir zeige, Spott mache von mich und meine Person. Poter, marsch h'nieber zu mir ins Haus. H'naus von diesen Teifel, von diesen geizigen."

Und do hen mir denn frehliche und seliche Weihnocht g'hat. Der Baltasar und sein Weib sein uff den Georg gesprunge, hen ihn verschiempft und bald auch noch verschloge, wenn nicht der Poter dagewest wär.

"Geht's gleich ham, Georg," hot der Poter mit ernste Stimm gerufe. Und wie der Georg h'nausging, is auch der Poter gleich hamgange. Und er werd wohl viele Johr an sollen Weihnachtsfriede gedenkt hobe.

So sein die Menschen manchmol. Sie tun sich in dene stores uf die Weihnocht vorbereite, net ober in ihre Herze. Solles is kein Christmas net. Und solles Christmas tu ich niemand net anwiensche. Ich tu ober soge: Zu alle Leser und Leserinnen ein glieckseliches Weihnachtsfest und ein g'sundes, gottgesegnetes neies Johr. Noch is die Weihnocht net do, ober sie werd bald komme. Moche mir alles gut, moche mir Friede mit alle Feind und Nachbors, gehn mir schen zur Kerch und soll der liebe Gott uns alle segnen

das wiensche ich

Der Schusterseppel.

DER SIEBTE TALER

Der französische Schriftsteller Ludwig Beuillot, der in Wort und Tat ein Gotteskämpfer war und das Honorar für seine Bücher zum grossen Teil als Herrgottszins für sein Talent den Armen gab, belauschte zwei biedere Bauersleute. Fleissig waren sie beide, der eine arbeitete sogar oft noch am Sonntag. Einmal, als sein Nachbar vom Gottesdienst heimkam, hänselte ihn der andere ob der vertanen Zeit. Der kluge Bauer aber ärgerte sich nicht darob, sondern hub an zu erzählen:

"Ein edler Herr hatte sieben Taler in seiner Tasche. Sechs davon schenkte er einem Armen, der ihm begegnete. Was sagst du dazu?" — "Das nenne ich Freigebigkeit, der Beschenkte muss dafür recht dankbar gewesen sein!" meinte der andere. — "So denke ich auch", entgegnete sein Nachbar. "Aber was sagst du nun, wenn der so reich Beschenkte ihm noch den siebten Taler stehlen würde?" — "Dann wäre er ein Lump!"

Zustimmend nickte der Erzähler: "Merkst du nicht, dass du jetzt über dich selbst das Urteil gesprochen hast? Sechs Tage hat uns Gott der Herr zur Arbeit gegeben, nur den siebten für sich behalten. Du aber stiehlst ihm auch diesen noch!"

Am nächsten Sonntag begleitete der belehrte Bauer seinen Nachbarn. Er hatte verstanden!

Nur eines Tages Last tragen

Weil Du es willst, mein Herr und Gott, will ich nicht ängstlich besorgt sein um mein "Leben", da dieses Leben ganz in Deine Hand gegeben ist.

Du liebst mich mehr als die Vögel unter dem Himmel und die Lilien des Feldes, die Du doch so väterlich verfolgst und in so wunderbare Schönheit kleidest. Und würde ich durch Sorgen etwas an meiner Lage ändern, mein Leben auch nur um eine Spanne Zeit verlängern?

Nein, — ich will nicht sorgen, denn Du verbietest es. Für Dein Reich und die Gerechtigkeit des Vaters will ich leben, und ich weiss, dass alles andere mir hinzugegeben wird. Ich danke Dir, dass Du mir erlaubst, jeden Tag an seiner eigenen Last genug haben zu lassen. Denn wahrlich, — kein Mensch vermag im Grunde mehr als eines Tages Last zu tragen! —

PRANZINI

"Lasst mich, ich sag's nun zum letzten Mal: Ich will nicht!"

Also sprach Pranzini in seiner Zelle und wandte sich unwillig ab. In scheinbar gelassener Ruhe stierte er zum hohen Gitterfenster hinaus.

Draussen dämmerte es bereits, und die Nacht brach an. Seine letzte Nacht, denn morgen früh erwartete ihn der Henker, um seines blutigen Amtes zu walten.

Leise öffnete sich die Tür; der Priester ging. Mit schwerem, blutendem Herzen. Dieses verirrte, verlorene Schäflein vermochte er nicht heimzuführen.

Einsam lag die Zelle. Draussen schwieg finster die Nacht. Ein heisser Kampf tobte im Herzen des Todgeweihten. Diesen Pfaffen, wie er ihn hasste! Immer wieder wühlte er sein Inneres auf und warf den Feuerbrand der Verzweiflung hinein. O, wäre doch alles vorüber, vorbei!

Qualvoll verfloss die Nacht; der Morgen graute. Schwere Schritte ertönten im Flur. Scheu schreckte Pranzini zusammen. Nein, man ging vorüber! Eine fieberhafte Angst beklomm seine Brust. Was war es nur? Fürchtete er den Tod? Warum? Dann war doch alles aus! — Alles — und seine Seele — sein eigenes Ich? Er krampfte die Hände zusammen. "Nein," schrie er, "ich will nicht, ich mag nicht! Höre, du höchstes Wesen, Gott, ich kann — mich — dir — nicht ergeben!" — — —

Da steht nun Pranzini auf dem Schafott, ohne Beichte und Kommunion! Noch ringt es heiss in seiner Seele — allein er vermag den entscheidenden Schritt nicht zu tun. Schon führt ihn der Scharfrichter dem verhängnisvollen Brette zu, als er sich plötzlich umwendet, das Kruzifix ergreift, das ihm der Priester darreicht, und dreimal die heiligsten Wunden küsst. Einen Augenblick später steht er, versöhnt mit Gott, vor ihm, seinem ewigen Richter. —

Um die gleiche Zeit lebte ein kleines Mädchen, Theresia Martin. Es wusste um den unglücklichen Pranzini, der hartnäckig den Priester abwies. Da beschloss es, für seine Bekehrung zu beten. Gross war ihr Vertrauen: "Mein Gott, ich bin ganz sicher, dass du dem unglücklichen Pranzini verzeihen wirst. Ich glaube es selbst dann noch, wenn er nicht beichtet und kein Zeichen von Reue gibt. So gross ist mein Vertrauen auf deine unendliche Barmherzigkeit. Aber es ist der erste Irrende, für den ich bete. Deshalb bitte ich dich um ein Zeichen, dass er Reue hatte, einzig zu meinem Troste!" — Wie wunderbar wurde dieses kindliche Gebet erhört! Zweifelst du immer noch an der Macht des Gebetes, an Gottes Liebe?

DER ENTTHRONTE KAISER

So lesen wir in den letzten Aufzeichnungen Napoleons, des grossen Korsen:

"Das ist mir der Beweis für die Gottheit Christi: Christus will die Liebe der Menschen, das heisst gerade das, was von ihnen am schwierigsten zu erlangen ist. Und das will er für sich, das fordert er unbedingt! Und er setzt auch seine Forderung durch! Ich schliesse daraus auf seine Gottheit.

Alexander, Cäsar, Hannibal, Ludwig XIV., sind mit all ihrem Genius gescheitert. Sie haben die Welt erobert, aber sie sind nicht dazu gekommen, sich einen Freund zu erwerben.

Christus spricht — und von nun an gehören ihm alle Geschlechter . . .

Ich habe die Massen, die für mich starben, zu entflammen gewusst . . . Aber zu dieser Begeisterung bedurfte es meiner Gegenwart, des entzündenden Blickes. Ein Ton, ein Wort von mir konnte das Feuer in ihren Herzen entflammen. Ja, ich besitze das Geheimnis dieser magischen Gewalt, die die Geister fortreisst, aber das kann ich niemand mitteilen. Keiner meiner Generäle hat es von mir erhalten oder mir abgesehen. Aber ich besitze ebensowenig das Geheimnis, meinen Namen und meine Liebe in den Herzen zu verewigen und dort ohne materielle Beihilfe Wunder zu wirken.

Nun, da ich auf Sankt Selena weile, da ich einsam an den Felsen geschmiedet bin . . . , wer schlägt nun Schlachten, wer erobert Reiche für mich? Wer regt sich überhaupt für mich in Europa? — Und in fünfzig Jahren — — wer möchte da noch für mich sterben wollen . . . ?

Ich verstehe mich auf Menschen: aber ich sage euch, dieser (Christus) war mehr als ein Mensch!"

So sagt Napoleon, der berühmte Eroberer, vor dem die Länder der Erde zitterten. Im Glanz und Rausch des Erfolges mag er wenig an Christus gedacht haben. Aber in der Verlassenheit von Sankt Helena tritt vor seine Seele das Bild des Grössten aller Grossen: Jesus, der als König der Liebe die Herzen erobert. In der Trostlosigkeit der Einöde inmitten der Wellen des Atlantik bekennt er sich zu Christus in der Sprache eines tief gedemütigten und darum grossen Herzens.

Die Barmherzigkeit Gottes ist gross. Sie führte einen Napoleon nach Sankt Helena und schmiedete ihn an den Felsen, um sich ihm zu offenbaren.



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

Keuchend, in namenloser Aufregung, brachte sie diese Worte hervor, und ihr starrer Blick hielt den seinen fest.

"Wenn's so ist," entgegnete Pavel, "vor was fürcht'st dich "

"Vor was! Weisst nicht, wie die Leute sind? Wenn die Mutter vors Gericht kommt und wird zehnmal losgesprochen, deswegen heisst's doch, losgesprochen ist nicht unschuldig ... Die Mutter darf nicht vors Gericht kommen, Pavel!"

Sie wiederholte seinen Namen in allen Tonarten des Jammers, ihr zarter Körper schmiegte sich schlangenmässig an ihm empor, und er, mit widerstrebender Seele, voll Argwohn und Groll, verschlang sie mit den Augen.

"Ich kann nicht helfen," murmelte er.

"Du kannst! Du brauchst nur zu wollen, du brauchst nur zu sagen ... sag es, Pavel, guter, guter Pavel!"

"Was denn? Was soll ich sagen?"

"Dass dich niemand geschickt hat," stammelte sie zagend, "dass du von selbst zu ihm gegangen bist."

"Von selbst?" brach er aus, "was werd denn ich von selbst zu ihm gehen? Was werd denn ich ihm bringen von mir selbst? Ich weiss ja nichts."

"O Lieber, Allerliebster! Ein Hirt weiss immer was. Du hast oft Kräuter gekocht für die kranken Ziegen und Schafe und hast halt gemeint, was für die so gut ist, kann auch für einen kranken Menschen gut sein ... Das sag, Pavlicek, wenn sie dich fragen." Sie küsste ihn, der ihr nicht mehr wehrte, auf seine brennenden Lippen. "Das sag, und dann nur alles, wie es war, wie du dich eingeschlichen hast in seine Stube, und was er gesagt hat, wie er dich gesehen hat."

"Da hat er ja nichts gesagt."

"Nichts gesagt?"

"Nichts, aber fürchterlich geglotzt."

"Und du?"

"Und ich hab' ihn gebeten, dass er mich beim Herrn Lehrer lassen soll."

"Und dann? Weiter, Pavlicek, weiter."

"Dann hat er mit dem Kopf gemacht: Nein, nein, und noch fürchterlicher nach dem Mittel geglotzt und gewinkt, dass ich ihm davon geben soll."

"Und du hast ihm davon gegeben?"

"Ja."

"Und niemand war dabei?"

"Niemand."

"Und die Magd? Ist die draussen an der Tür gewesen?"

"Die ist draussen an der Tür gewesen."

"Und was hat sie gesagt?"

"Sie hat gesagt: Gott geb's, dass das Mittel hilft."

"Und du?"

"Ich hab' auch gesagt: Gott geb's!"

Und wie du in den Garten hinausgekommen bist, war niemand dort?"

"Der Peter," sprach Pavel mit Bestimmtheit, "er hat mich gehört und mir nachgeschrien."

"Das ist gut, alles gut, das musst du alles aussagen," flüsterte Vinska und umarmte ihn, als ob sie ihn ersticken wollte, "und es wird dir nichts geschehen, sie sind ja gescheit bei Gericht und wissen gleich, ob ein Mittel giftig ist oder nicht. Dir wird nichts geschehen, und uns wird geholfen sein ... ich bitt dich also, erbarm, erbarm dich!"

Sie sah ihn an wie ein in Todesangst Ringender den Retter, von dem er sein ganzes Heil erwartet, und ein wonniges Gefühl der Macht schwellte die Brust des verachteten Jungen.

"Was krieg ich, wenn ich's tu?" rief er übermütig und packte sie an beiden Armen. "Wirst du dann den Peter stehen lassen und mich nehmen?"

Wilde Verzweiflung flog über ihre Züge, von Zorn übermannt, vergass sie alle Klugheit. "Dummer Bub — so war's nicht gemeint!"

Sie schrie es fast und suchte sich von ihm loszumachen.

Er spottete: "Nicht? Warum also gibst mir Küsse und nennst mich Allerliebster? ... Soll ich statt eurer vor Gericht, damit der Peter dich nehmen kann? Das willst?"

"Das will ich!" sprach sie finster; "das muss ich. Dummer Bub! ..." Sie trat einen Schritt zurück und hob die gerungenen Hände. "Ich

muss als Weib ins Bürgermeisterhaus oder in den Brunnen."

"Du musst? — musst? — musst?" ... Er hatte begriffen und stöhnte auf in qualvollem Entsetzen ... "Nichtsnutzige!"

Ihre Augen schlossen sich, ein Tränenstrom rann über ihre Wangen. "Ich hab' geglaubt, dass du mich liebhast und mir helfen wirst," sprach sie mit weicher Stimme, "aber du willst nicht."

Sie schwieg, ihm raubten Grimm und Schmerz den Atem. Eine Weile standen sie wortlos voreinander; er, im Begriff, auf sie loszustürzen, um sie zu erwürgen, sie, auf das Schlimmste gefasst und sich darein ergebend.

"Vinska," begann er endlich, und sie, bei diesem Ton, so trotzig er auch klang, sie fasste wieder Hoffnung.

"Was — guter, guter Pavel?"

"Nichtsnutzige!" wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen.

Sie wollte sich von neuem vor ihm niederwerfen, da hob er sie in seine Arme auf, trug sie zur Tür und stiess sie hinaus. Noch einmal wendete sie sich vernichtet, zerknirscht:

"Was wirst du sagen vor Gericht?"

"Ich werd schon sehen, was ich sagen werd," antwortete er. "Geh."

Sie gehorchte.

10.

Im Bürgermeisterhause herrschten Verwirrung und Schrecken. Zum zehnten Male erzählte Peter den Neugierigen, die in die Sterbestube hereindrangen, wie er noch vor Mitternacht mit seinem Vater gesprochen und dann in die Kammer nebenan schlafen gegangen sei, und wie ein paar Stunden später ein Röcheln ihn geweckt habe ... Wie er aufgesprungen, zum Vater gestürzt, ihn schon in den letzten Zügen gefunden und den Knecht nach dem Priester und die Magd nach dem Doktor geschickt . . . Und wie beide zu spät gekommen . . . Und wie der Doktor, da er nach der Hand des Toten griff, die zur Faust geballte fast gewaltsam hatte öffnen müssen, um ihr ein halb geleertes Fläschchen entnehmen zu können, das die Finger, im Todeskampf erstarrt, noch festhielten.

Die Zuhörer drückten ihre Teilnahme durch Seufzen und Klagen aus, und Peter fuhr fort:

"Der Pfarrer schaut. Was ist das? fragt er, und der Doktor schaut auch, und wie er schon ist, sagt nichts — Herrgott im Himmel, ruft der Pfarrer: Ist ihm sein Leiden zuviel geworden? Ist er in Todsünde gestorben? Er ist an einer Verblutung gestorben, sagt der Doktor, und das Fläschchen führt er an die Nase: und das ist Kamillengeist! sagt er."

"Wer's glaubt," fiel ein altes Weib dem Peter in die Rede, und er schluchzte auf.

"Wer's glaubt, das hab' ich auch gesagt! Gift hat mein Vater bekommen, ich hab' am Abend einen Kerl aus dem Garten schleichen sehen, und ich glaub, ich kenn ihn, sag ich, reiss die Magd her und geb ihr eine und sag: Wer war gestern am Abend im Zimmer bei meinem Vater? — Der Pavel, patscht sie heraus und fällt auf die Knie, Euer Vater hat befohlen, dass man ihn hereinlassen soll . . . Schlagt mich tot, aber darauf schwör ich! Euer Vater hat befohlen, dass man ihn hereinlassen soll, ich sag, wie's ist, und weiter weiss ich nichts."

Bei dieser Stelle seiner Erzählung brach Peter regelmässig in ein rasendes Weinen aus. Er warf sich über die Leiche seines Vaters, und der rohe, harte Bursche wimmerte wie ein Kind. "Schon lange ist mir meine Mutter gestorben, und jetzt hab' ich auch keinen Vater mehr. Eine Waise bin ich und ganz verlassen!"

Im Publikum, das mit Spannung den Ausbrüchen seines aufrichtigen Schmerzes lauschte, erhoben sich anklagende Stimmen gegen Pavel. Der schlechte Bub hat die Hand im Spiel bei dem Unglück mit dem Bürgermeister. Dem schlechten Buben, der vermutlich lieber auf der faulen Haut liegt als arbeitet, ist der Dienst beim Hirten zu schwer gewesen. Er hat fortgewollt, aber nicht dürfen ohne Erlaubnis des Bürgermeisters, und weil der unerbittlich geblieben ist und die Erlaubnis nicht gegeben hat, sooft der Bub sie auch von ihm verlangt, so hat der schlechte Bub sich jetzt gerächt und den Bürgermeister aus der Welt geschafft.

Die Legende war bald fertig, verbreitete sich rasch im Dorfe, fand Glauben und stachelte die Leute auf zur Entfaltung einer ungewohnten Energie. Die ihres Oberhauptes beraubte Ortsbehörde entsandte einen Boten nach dem Bezirksamt, um für alle Fälle den Gendarm zu holen, während einige Heisssporne nach der Schule liefen, um — auch für alle Fälle — den Giftmischer durchzuprügeln. Indessen fanden sie das Haus gesperrt. Der Lehrer hatte, gleich nachdem das für Pavel so bedrohliche Gerücht zu ihm gedrungen, ein Verhör mit dem Burschen angestellt, ihn dann in die Schulstube eingeschlossen und sich zum Doktor begeben. Bei dem waren bereits der Herr Pfarrer, der Peter, Anton der Schmied und einige Bauern versammelt.

Der Pfarrer sass in dem grossen schwarzen Lehnstuhl in einer Ecke des Fensters; in der andern, die Hände auf dem Rücken, hielt sich der Doktor. Den beiden Honoratiooren gegenüber standen, einen regelmässigen Halbkreis bildend, die Bauern.

"Ach, da kommt ja der Herr Lehrer," sprach der Pfarrer mit seiner leisen, etwas heiseren Stimme.

"Sie werden wohl schon wissen, um was es sich handelt," bemerkte der Doktor, um dessen bläuliche Lippen ein kaum wahrnehmbares Lächeln spielte.

Peter rief: "Der Pavel hat meinen Vater vergiftet!"

"Weiss man noch nicht," murmelte Anton.

"Und muss ins Kriminal," fuhr Peter fort, und Anton wiederholte:

"Weiss man noch nicht," worauf Peter den Trumpf setzte:

"Ich steh nicht ab, er muss ins Kriminal."

"Vorläufig," sagte Habrecht, "habe ich ihn in die Schulstube eingesperrt."

Der Pfarrer stutzte. "So glauben auch Sie? . . ." Er hielt fast erschrocken inne, wie jemand, der sich verschnappt hat und dem das sehr unangenehm ist.

Habrecht bemerkte es und hielt sich schadenfroh an das bedeutungsvollste Wort in dem übereilt ausgesprochenen Satze. "Auch?" wiederholte er nachdrücklich, "nämlich wie Euer Hochwürden?"

Eine leichte Röte erschien auf den eingefallenen Wangen des Priesters.

"Ich dachte an die 'vox populi'," sagte er.

"Ja so: — die entstellte 'vox Dei'."

Nun öffnete sich die Tür; ein grosser, vom Alter schon gebeugter Mann mit graugelbem Haar und ziegelrotem Gesicht, der Viertelbauer Barosch, trat ein. Er ging auf den Pfarrer zu, küsste ihm die Hand und meldete, der Gendarm komme schon.

"Was soll der Gendarm?" fuhr Habrecht ihn an, und Barosch richtete seine starren, immer erstaunten, immer um Verzeihung bittenden Branntweintrinkeraugen demütig auf den Lehrer und antwortete:

"Den Buben aufs Bezirksgericht führen."

"Was soll der Bub auf dem Bezirksgericht?"

"Gestehen."

"Was denn?"

"Dass er dem Bürgermeister etwas gebracht hat."

"Das gesteht er ja ohnehin."

"So?" sprach der Pfarrer, "das hat er Ihnen gestanden?"

"Er würde es auch Ihnen gestehen."

"Da wäre ich doch begierig, Herr Lehrer. Da möchte ich Sie doch bitten, lassen Sie ihn rufen, haben Sie die Güte."

"Ich geh um ihn!" schrie Peter und wollte schon davoneilen; Anton hielt ihn fest:

"Nicht du, du bist wie ein Narr. Ich geh, Herr Lehrer."

Aber Habrecht dankte auch ihm für das Anerbieten, verliess die Stube und kehrte nach einer Weile, von seinem Schützling begleitet, zurück.

Peter konnte nur mit grösster Mühe verhindert werden, über den Buben herzufallen, drohte ihm und rief, so laut die atemberaubende Wut, die ihn beim Anblick Pavels ergriffen hatte, es erlaubte: "Schaut ihn an, den Hund! Sieht man ihm nicht an, was für ein Hund der Hund ist?"

Und wirklich konnte der Zustand, in dem der Junge vor die höchsten Instanzen seines Dorfes trat, ein günstiges Vorurteil für ihn nicht erwekken. Der Kopf schien ihm zu brennen, eine scheue und finstere Qual sprach aus dem glühenden Antlitz, und entsetzlicher, unstillbarer Hass aus den Blicken, die er, hinter halbgeschlossenen Lidern hervor, auf seinen Hauptankläger, auf Peter warf.

Habrecht legte die Hand auf seine Schulter und schob ihn vor sich hin in die Fensterecke, zwischen den Pfarrer und den Doktor hinein.

Der Pfarrer betrachtete den Jungen schweigend, räusperte sich und fragte ruhig und geschäftsmässig: "Ist es wahr, dass du dich gestern abend in das Haus des Bürgermeisters geschlichen und ihm etwas gebracht hast?"

Pavel nickte, und durch den Kreis der Bauern lief ein Geflüster triumphierender Entrüstung.

"Was war das, was du ihm gebracht hast?"

"Wie bist du zu der guten Medizin gekommen?" fiel nun Habrecht ein.

Pavel schwieg, und der Lehrer fuhr fort:

"Hat dich nicht vielleicht jemand zum Bürgermeister geschickt mit der guten Medizin?"

Der Junge erschrak und versetzte rasch: "Nein, ich habe sie von mir selbst gebracht."

"Woher weisst du denn auf einmal etwas von guten Medizinen?" mischte der Doktor sich ins Verhör, und Pavel erwiderte:

"Ein Hirt weiss immer was."

"Er lügt," erklärte der Lehrer; "er will oder darf die Wahrheit nicht sagen."

"Und was halten Sie für die Wahrheit?" fragte der Pfarrer, dessen Gelassenheit vorteilhaft abstach von der nervösen Unruhe Habrechts. Dieser sprach:

"Für die Wahrheit halte ich, dass der Junge zum kranken Bürgermeister geschickt worden ist, und zwar durch die Kurpfuscherin, die Frau des Hirten."

Pavel schrie auf: "Sie hat mich nicht geschickt! Ich bin von selbst gegangen," und Peter wiederholte zornig:

"Von selbst, er gibt's zu, aber der Herr Lehrer nicht. Der Herr Lehrer will unschuldige Leute hineinbringen . . . das verzeih Gott dem Herrn Lehrer. Der Bub hat mit den Leuten, die der Herr Lehrer hineinbringen will, schon lange nichts mehr zu tun, der Bub ist schon lang beständig beim Herrn Schullehrer in der Schul."

"Mich wundert nur," entgegnete ihm der Doktor, "dass dein Vater das Mittel, das der Bub ihm von sich aus gebracht hat, so ohne weiteres eingenommen haben soll; ausser — er hätt's extra beim Buben bestellt, was mir auch nicht recht einleuchten will."

"Sag ganz genau, wie es zugegangen ist," wendete sich der Pfarrer an Pavel. "Du hast dich also gestern in die Stube des Bürgermeisters geschlichen?"

"Ja."

"Und was hast du gesagt?"

"Guten Abend, Herr Bürgermeister."

"Und was hat er gesagt?"

"Nichts."

"Und was hat er getan?"

"Mir gewinkt, ich soll ihm das Mittel geben."

"So hat er also gewusst, dass du ein Mittel bringen wirst?"

Pavel antwortete nicht, er hatte den Kopf vorgestreckt und lauschte einem Geräusch von Schritten und Stimmen, die sich der Tür näher-

ten. Abermals wurde sie geöffnet, der Gendarm Kohautek, auch der heisse Gendarm genannt, erschien, gefolgt von den Gemeinderäten.

Die Schwüle, die im Zimmer herrschte, nahm plötzlich so sehr zu, als hätte man einen geheizten Ofen hereingestellt; und alle diese Hitze schien von dem vor Berufseifer glühenden Kohautek auszugehen. Aber nur aus den Augen loderten die inneren Flammen, und wie warm ihm immer war, verrieten allein die kleinen Schweisstropfen, die auf seiner Nase perlten. Sein Gesicht war von schöner klarer Olivenfarbe und rötete sich nie.

Er begann sogleich seines Amtes zu walten und die Vorerhebungen einzuleiten. Der ganze Mann war nur eine Drohung, wenn er das Wort an den Angeklagten richtete, und doch fühlte sich dieser seit der Anwesenheit des Gendarmen ruhiger und sicherer; er glaubte einen Stein im Brett bei Kohautek zu haben, seitdem er einmal wegen eines Geflügeldiebstahls von ihm verdächtigt und später unschuldig befunden worden war. Der Gendarm stellte an Pavel ungefähr dieselben Fragen, die man schon an ihn gestellt hatte, er erhielt dieselben Antworten und gelangte endlich auch zu dem dunklen Punkte in der Sache, zu der Provenienz des Korpus delikti, des "Flascherls". Ueber die Provenienz dieses Korpus, dieses Flascherls, musste der Bub eine Aussage machen. Er musste! Kohautek vermass sich, ihn gleich dazu zu bringen, fragte, ermunterte, warnte vor der Gefahr, in die Pavel sich durch sein eigensinniges Schweigen versetzte. Alles umsonst. Der Bub blinzelte ihm fast vertraulich zu und blieb taub für seine Ermahnungen, wie für die des Geistlichen und für das flehende Beschwören Habrechts, blieb unempfindlich für die Beschimpfungen, mit denen Peter und seine Gesinnungsgenossen ihn überschütteten.

Zuletzt verstummte er völlig, und die Bauern sahen darin den deutlichsten Beweis seines Schuldbewusstseins. Peter spie vor ihm aus.

"Er geht ins Kriminal! Er hat meinen Vater vergiftet."

"Mit Kamillengeist," sagte der Doktor, nahm das Fläschchen aus der Tasche und hielt es dem Besonnensten aus der Gesellschaft, dem Schmied Anton, unter die Nase.

Der roch daran, zog die Achseln in die Höhe und sprach: "Ja, ja — nach Kamillen riecht's — aber . . ."

"Nun? — Aber "

"Aber was es ist, weiss man nicht."

Der Lehrer, an dem alles bebte und der fortwährend vor sich hinmurmelte: "Vernünftig, vernünftig, haltet Ruhe, meine Nerven," versetzte nun: "Was meint ihr, ihr Leute, wenn das Gift wäre, würde ich davon trinken? Seht her! ich trinke!" Er erbat sich das Fläschchen vom Doktor und tat einen Schluck daraus: "Nun seht, ich habe getrunken und befinde mich wohl und werde mich morgen auch noch wohl befinden."

Ein wenig stutzten die Bauern, sahen den Schulmeister scheel an, traten näher zusammen und wisperten miteinander.

"Was meint ihr? Was sagt ihr?" fragte Habrecht.

Barosch seufzte, schüttelte den Kopf, verzog den breiten, schmunzelnden Mund. "Ja," brachte er endlich hervor, "ja, das ist keine Kunst — jetzt ist freilich nichts Giftiges mehr drin."

"Wieso? Es ist dasselbe Fläschchen, und was früher drin war, ist noch drin, das heisst ein bisschen weniger."

"Ja, das Giftige, das war schon weggetrunken, das hat der Bürgermeister beim ersten Zug bekommen . . . Das Giftige ist das Leichtere und schwimmt oben."

"Schwimmt oben!" wetterte Peter, und der Schulmeister sprang mehrmals empor vor Zorn und Entrüstung.

"Sie hören, Sie hören!" rief er dem Pfarrer zu. Der Geistliche behielt seine leidende Miene und seinen Gleichmut und erwiderte die Anrufung Habrechts nur mit einer bedauernden Gebärde. Der Gendarm stand unbeweglich und strahlte knirschend Hitze aus; der Doktor hingegen verlor die Geduld. Er, dem man nachsagte, dass er mit seinen Worten so sparsam sei, als ob ihn jedes einen Guldenzettel koste, brach in eine Rede aus:

"O du nie überwundene, ewig triumphierende Dummheit! Das Giftige ist das Leichtere und schwimmt oben. — Da haben wir's, da wissen wir's, bleiben wir nur gleich dabei, eines Besseren überzeugen kann uns ohnehin keine Macht der Welt. Und wenn der Allweise selbst vom Himmel herunterstiege und sich aufs Beweisen und Widerlegen einlassen wollte, er hätte den Weg umsonst gemacht."

Die Bauern hörten diese Anklage an, ohne recht zu wissen, was sie daraus machen sollten; aber mit steigendem Entzücken hatte Pavel ihr gelauscht. Der Doktor staunte über das Verständnis, das ihm sieghaft und wonnevoll aus den fest auf ihn gerichteten Augen des Jungen entgegenleuchtete. Dieser hatte zum ersten Male in seinem Leben den Kopf stolz und gerade emporgehoben, sog jedes Wort des Doktors wie eine köstliche Labe förmlich in sich hinein und schlug, als das letzte gesprochen war, ein wildes, herausforderndes Gelächter auf.

Da brach die Empörung über ihn los. Kohautek vermochte im ersten Augenblick nichts zu seinem Schutze: trotz verzweifelter Gegenwehr wurde Pavel niedergeworfen, misshandelt, mit Füssen getreten. Der Gendarm musste seine ganze Autorität und Anton, der sich ihm zur Seite stellte, die ganze Kraft seiner Fäuste aufbieten, um den Jungen den Ausbrüchen der sinnlosen Wut seiner unbefugten Richter zu entreissen. Eine rasche, kurze Beratung mit dem Geistlichen, dem Lehrer und dem Doktor, und Kohautek beschloss, Pavel mitzunehmen aufs Gericht.

"Ich tu's nicht," rief er, "weil ich ihn für schudig halte; ich tu's, weil ihr Bestien seid, vor denen ich ihn in Sicherheit bringen will. Spann

einer ein."

"Ich," schrie Peter, "ich führ ihn," und war mit einem Sprung aus dem Zimmer.

Der Geistliche warf einen Blick durch das Fenster. Vor dem Hause hatten sich Gruppen gebildet, die dem Lärm, der auf die Strasse herunterdrang, horchten und einzelne Worte, die zu unterscheiden ihnen möglich gewesen, in grosser Aufregung nachsprachen.

Die Bewegung stieg aufs höchste, als Peter mit seinem Wägelchen gefahren kam und der Gendarm mit Pavel und dem Lehrer, der den Jungen auf seinem schweren Gange nicht verlassen wollte, in der Tür des Doktorhauses sichtbar wurden. Habrecht stieg zu Peter auf den vorderen Sitz, auf dem rückwärtigen nahm der Gendarm neben dem Delinquenten Platz. Flüche, drohende Mienen und Gebärden begleiteten das davonrollende Gefährt. Peter lenkte es so langsam durchs Dorf, dass die gesamte Strassenjugend Zeit hatte, sich ihm anzuschliessen und ihm das Geleite zu geben. Sie tat es unter Jubeln und Jauchzen. "Da fahrt er!" schrie eine Stimme aus der Rotte. "Da fahrt er!" schallte es im Chor.

"Wohin fahrst?" rief ein kleiner verwachsener Fratz, und ein bildhübsches Häuslerkind, ein blauäugiges Mädchen, eines der lustigsten in der verwegenen Bande, an deren Spitze Pavel einst auf Holzdiebstahl in den Wald gezogen war, lachte zu ihm hinauf:

"Fahrst zum Vater oder zur Mutter?"

Die ausgegebene Parole pfiff in unzähligen Wiederholungen durch die Luft, immer ärger wurde das Treiben, und endlich hieb Peter auf Befehl des Gendarmen mit der Peitsche in die vor Schadenfreude und Lust am Quälen berauschte Schar. Sie schien sich zu verlaufen, schlug aber nur einen kürzeren Weg ein und fasste Posto hinter einer Johannisstatue, die zwischen Bäumen am Ende des Dorfes stand. Als das Wäglein dort ankam, wurde es mit lautem Hallo und einem Hagel von Erdklumpen und Steinen empfangen. Kohautek fluchte, Peter trieb die Pferde an, Habrecht zog den Rock über die Ohren, Pavel sass regungslos. Erst als das Gefährt auch seinen ausdauerndsten Verfolgern entronnen war, bückte er sich und warf die Steine, die in den Wagen gefallen waren, ruhig hinaus, alle, bis auf den letzten, den kleinsten, den betrachtete er aufmerksam und nachdenklich und steckte ihn dann in die Tasche.

"Was willst du mit dem Steine?" fragte der Gendarm.

"Wenn ich mir einmal ein Haus baue — und ich bau mir eins" — lautete die Antwort, "leg ich den Stein unter den Riegel der Tür, damit ich mich erinnern muss bei jedem Ein- und Ausgehen, wie die Leute mit mir gewesen sind."

Eine Stunde später war man am Bestimmungsorte angelangt. Der Bezirksrichter liess Pavel vor sich führen und schien eher geneigt, an seine Schuld als an seine Unschuld zu glauben. "Denn," pflegte er zu sagen, "was mich betrifft, ich denke von dem Menschen nicht das Schlechte, sondern das Allerniederträchtigste."

Die Gerechtigkeit nahm ihren Lauf, die Obduktion der Leiche des Bürgermeisters wurde angeordnet. In Abwesenheit des Gerichtschemikers nahm sein Stellvertreter, ein sehr zuversichtlicher junger Mann, die Analysen in höchst eleganter Weise vor und konstatierte schlankweg die Anwesenheit von Gift im Magen und in den Eingeweiden des Toten. Da gab es für Pavel eine Reihe böser Tage, doch blieb er standhaft und benahm sich vor dem offiziellen Richter genau so, wie er sich beim Verhör daheim im Dorfe benommen hatte. Seine Leiden nahmen ein Ende bei der Rückkehr des Gerichtschemikers, der die Arbeiten seines grünen Rivalen einer Prüfung unterzog, ihre Mangelhaftigkeit dartat und im Einverständnis mit dem Amtschirurgen und dem Kreisphysikus unwiderleglich bewies, der Bürgermeister sei nicht an Gift, sondern an seiner Krankheit gestorben.

Fast unmittelbar darauf erfolgte Pavels Freisprechung und seine Entlassung aus der Haft. Peter, sein Hauptankläger, wurde zu den Kosten verurteilt.

Am letzten Sonntag, den Pavel in der Untersuchungshaft zubrachte, hatte Habrecht die Erlaubnis erhalten, ihn zu besuchen. Der Lehrer war tiefbewegt beim Wiedersehen.

"Zwei Monate im Arrest!" rief er aus, "so weit hast du's gebracht, du Feind deiner selbst. Pavel, Pavel! Viel Böses haben die Menschen dir schon getan, aber keiner von ihnen so viel wie du dir selbst." Er fragte ihn, was er denke in den langen, einsamen Tagen und Nächten.

"Nicht viel! In der Nacht schlafe ich, und bei Tag arbeit ich, sie haben mir Werkzeug geliehen," erwiderte Pavel und holte unter seinem Bett das Modell eines Hauses hervor. Sein zukünftiges Wohnhaus, das er im kleinen äusserst genau hergestellt, mit Fenstern und Tür und strohbedecktem Dache. Ein merkwürdiger Kontrast, der Bursche mit den groben Händen, und diese zierliche Arbeit. Er hatte das für seine Schwester Milada gemacht und bat Habrecht, es mitzunehmen und ihr zu schicken, bat den Lehrer auch, ihr zu schreiben, seine Schwester solle wissen, dass er unschuldig sei. Habrecht versprach es zu tun, verschwieg aber, dass er zwei umfängliche Briefe an die Frau Baronin gerichtet hatte, in denen die Sachlage gewissenhaft und mit ehrlicher Breite dargelegt wurde, und Pavel so rein erschien wie ein Osterlämmchen aus Zucker. Beide Sendschreiben waren in Form und Inhalt Muster von jener Höflichkeit, die sich nie genug tut, weil sie einem unstillbaren Herzensbedürfnisse entspringt. Leider hatte sie zur Nachahmung nicht angespornt, Habrechts Briefe waren unbeantwortet geblieben.



Murder Incorporated

By Martha Lee Forgy

If I were to put up my shingle,emulating the doctors, dentists and lawyers, it probably would bear the startling inscription, "Murder, Incorporated."

Not that I am an arch-criminal in any sense of the word, but my work, of writing murder mysteries and detective stories, has to do with crimson death.

It is a strange work for a woman. Strange but fascinating. Arising with the dawn to drive over the highways on an assignment with my mother, who is my constant companion, to a far distant spot where another life has been snuffed out. Covering every detail of a new crime until another story is complete—That is my work!

Into Illinois, Michigan, Ohio, Kentucky, Missouri, Arkansas and Tennessee, not to mention native Hoosierdom, such assignments have taken us for a myriad of cases, each a concrete example of the trite but true saying that crime does not pay.

Into, one day, the picturesque little town of Pocahontas, Arkansas, beside which Black River drifts lazily, to investigate the case of CoCra Hebner, who had been returned from Florida by authorities to face a charge of murdering her husband.

The Iron Woman they called her, as, day after day, she had withstood questioning, maintaining her stolid silence, her face an inscrutable mask, revealing no emotion, no remorse, acknowledging nothing.

I waited in the yard of the tiny red brick jail for Sheriff John Thompson to bring her down from an upper cell for a photograph, and finally, with the grating of the key in the lock, a heavy barred door swung wide and a ponderous, gray-haired woman shuffled out to meet me.

Gone was the well-groomed smartness that had marked her appearance at the time of the arrest, but she still wore an air of nonchalance and her cold blue eyes held hostility as they swept me from head to foot.

Presently, though we began to talk, avoiding mention of the murder and the forthcoming trial, and her hostile bitterness gave way to graciousness as she continued to pose for pictures. Into her eyes gradually crept a strange, unfathomable expression but they were less hard and cold as, saying goodbye, she signified her readiness to return to her cell.

Upstairs, dropping onto her bunk, surprisingly enough, she burst into tears.

More than one hundred hours she had withstood the officials' grilling without apparent feeling. Unyielding indifference had marked her every move and Sheriff Thompson regarded her incredulously. This was her first show of real emotion.

"I'm going to tell you all about it," she promised tremulously. "Just give me a little time.

But the aged woman never confessed the detail of the slaying. Suddenly she seemed to have fully realized the futility of her life, the wasted youth from which she could have launched an upright, worthwhile existence, facing, at its end, not the gallows but the security of a beautiful, peaceful sunset.

And, one week later, as the story of Cora Hebner and the especially posed photographs were on their way to New York, they found her inert body on the bunk. She had swallowed the poison she had cleverly secreted in the hem of her skirt.

Two young women, Beulah Honeycutt and Jean Brooks, tiring of the monotony of the sleepy Tennessee town of Elizabethton, three years ago set out together on a hitch-hiking tour in search of adventure.

They thumbed their way through the great south-west, leisurely enjoying the life of Riley, thence to the northern lake country, their spirit of boldness growing with the adventure until at

last they decided it would give them an opportunity for even greater freedom if they could travel in their own car, with plenty of cash to spend.

They planned to rob, of his wallet and his car, the next motorist giving them a lift. They met him, an Illinois farmer, at Princeton, Indiana, and their plotting ended with the death of well-meaning Felix Shannon.

Shortly before they faced trial I visited the thin auburn - haired Jean Brooks and the dark - eyed brunette Beulah Honeycutt in their cells in the Wayne county jail at Fairfield, Illinois.

"If we could just turn back time to the day when Beulah and I determined to leave our homes in Tennessee. If we had never started out on the road we called adventure, none of this would ever have happened," Jean Brooks admitted bitterly.

"Now we face—who can tell?"

Beulah Honeycutt, who had fired the shot that ended the farmer's life, sat dejectedley in the dark narrow steel cubicle. At her companion's words a worried frown deepened on her forehead and she shuddered ever so slightly.

A few days later she was sentenced to ninety-nine years in a woman's prison while Jean Brooks, her co-searcher for thrilling adventure and accomplice in crime, was given thirty years.

Gerald Thompson, tall, curly-haired beau brummel of Peoria, Illinois, coming to the cross-roads of life and death in the electric chair for the merciless slaying of beautiful Mildred Hallmark, learned fully the futility of wasted living, too.

On Sunday morning, July 16, 1935, Mildred had entered St. Mary's Cathedral. Little had she thought as she dipped her fingers into the font, crossed herself and knelt prayerfully, fingering her rosary, that grimmest tragedy was lurking not far away and that three mornings later she would lie within the impressive cathedral, the same rosary twined about her cold, waxen fingers in death.

There was peace upon the still features of his victim but there was stark terror on the face of young Thompson as he sat manacled in the court-room, hearing the jury's verdict and the grim tone of the judge as he sentenced him to death.

Such stories are endless and they are increasing with alarming rapidity. For today crime continues to increase in the United States.

There is a murder perpetrated every forty-four minutes, and a major felony every twenty - one seconds. And this in spite of the fact that each year a sum large enough **to run the federal government** in normal times for four years is expended on crime.

Many of us who abide in the sheltered security of homes of religious and moral soundness are prone to pay little heed to the situation and yet it is a problem of vital importance to us all, threatening the youth of our nation.

Modern Atheism does not deny God.
It believes in Him — Not as we believe,
But as the DEMONS in hell, believe.
The Devil believes in the Christ, in the Eucharist, in the Church
And yet, believing he would destroy.

Particularly our youth, for today, according to FBI reports, nearly twenty percent of the crime perpetrated in our forty-eight states is the work of girls and boys who have not yet reached the voting age.

And of special significance is the fact that at least seventy-five percent of the juveniles come from broken homes. Nine out of ten, as children, have been started off in the wrong direction ,deprived of the sympathy, love, understanding and guidance of congenial, attentive parents; denied, through divorce, a mother and father concerned over their future, aiding them through formative years to live up to a high standard of ideals, to a religious and moral code.

Investigation has also shown a complete lack of contact with church and character building institutions in most cases, and frequently an equal lack of education.

When, then, at the average age of nineteen years, these boys and girls become "numbers" in a state penitentiary they have become what their youth decreed they would become, the victims of broken, inharmonious homelife.

John Edgar Hoover, Director of the Federal Bureau of Investigation of the United States Department of Justice, carried much the same thought to Father Flanagan's boys recently when he spoke at the commencement exrcises at Boys' Town.

Paying tribute to the highly successful enterprise which has developed from a simple idea in the mind of a priest who concerned himself over youth to a national institution respected and honored from coast to coast, Director Hoover said, "We have come to visualize Boys Town as a beacon, radiating the light of new hope to the nation's youth. In this haven of Christian ideals, youth is inspired to achievement. Here the great American tradition of opportunity for all is manifest and exemplified."

Today we need many such beacons.

"People commit crime because they lack moral responsibility. We have youth committing crime because their spiritual growth has been stifled," Mr. Hoover pointed out. "We have youth in crime because we have failed to provide youth with proper upbringing and outlets for energy.Only in the rarest instances of diseased minds can we say that the first offender commits crimes out of sheer anti-social sentiments. Children are driven to

crime because of deep-laid faults in society such as poverty, degeneracy, parental neglect and lack of religious training.

"I believe that a prime factor in the disregard by youth for law lies in an equal or greater disrespect for law and order on the part of the adults of our generation. I insist that no youth ever developed an heroic ideal that was not first centered about some adult. When the youngster begins to show disrespect for law and order, you can be sure he learned something of that attitude at home, or he was not taught to recognize right from wrong so that he could make his own decisions."

Speaking of the prevailing condition of one-fifth of our criminal offenses being performed by our youth, Director Hoover told Father Flanagan's boys, "This means that nearly one-fifth of all murders, arson, thievery, robbery and other outrages against our laws are committed by persons of immature bodies and immature minds—and certainly this condition falls tragically short of the ideal of American citizenship. It is not a pleasant picture, nor a healthy outlook .It becomes incumbent upon all of us, therefore, to recognize and admit the causes for such scandalous conditions and, reaching beyond, to seek the means by which they may be remedied."

Mr. Hoover's suggestion to the citizens of Boys Town as to individual effort in building a crime-free America, I think, should embrace us all.

"Keep yourselves physically strong, mentally pure, anad morally straight.

"Every mouth you teach to hate crime is a victory. Every person you can interest in a desire for clean politics, good government, honest administration of justice, is indeed worthy of a citation of bravery and fidelity in action.

"This struggle for the right can be won by the building of a great fortress — a national mental attitude which will instinctively hate crime and every element which fosters it.

"Remember this, what you think today will guide our nation tomorrow! —There can be no greater achievement than to build for the happiness and moral safety of the future."

THREE MIRRORS

A girl at school wrote home to her mother requesting that she be sent a mirror.

Thereupon the mother wrote back to her as follows:

"I am sending you a package containing three mirrors, one to show you to yourself as you are, another which will show you what you will be, and a third which will show you what you ought to be."

The girl received the letter and the package, and upon opening it, took out first an ordinary mirror, with a note attached which read: "This will show you what you are."

She next took from the package a skull, upon which was written: "This mirror shows you what you will be."

Finally, she found a statue of the Blessed Virgin, beautifully designed. Attached to it was a note: "This mirror shows you what you ought to be."



Home Sweet Home.

THE CROSS AND THE ROBBER

In Wurzburg in Germany there is a crucifix remarkable for the fact that the arms are not stretched out upon the Cross but held out in front of the Body and clasped together. Legend has it that once a Swedish army overran Wurzburg, and a soldier entered the Church to see what he could steal. Attracted by the gold Crown on the head of the crucified Christ, he attempted to remove it, but lo! the arms of the Saviour loosened themselves from the cross, embraced the evil-doer, and held him fast. Next morning the people coming into church found the soldier there in Our Lord's arms, with tears of true repentance upon his face.



The Doctor Takes a Wife

By Susanah Coleman

When young Doctor Jerry Roberts, who lived next door for years, went to New York to marry Gabrielle Norton, Marcia Hunter, then a scant sixteen, burst into a flurry of tears. "He can't do that to me, Lizzie," she sobbed. "I meant to marry him myself. I love him, love him and I'll never love anyone else."

Elizabeth Hunter looked down at her cousin's tumbled brown hair. The idea of Marcia dedicating herself forever to any man's memory brought a quick smile to her lips in spite of the unbearable hurt she was experiencing. "She'll be in love with someone else within a month," Elizabeth thought. "She hasn't a serious worry in her head."

Elizabeth felt old and infinitely wise, although she had just turned twenty. It was Elizabeth who paid the butcher, the baker, the electric-light maker, and kept a roof above Marcia's head. The Hunter home had belonged to Elizabeth's parents, but now besides the home, the Hunter cousins still had Elizabeth's job as receptionist and nurse in Dr. Jerry Roberts' office.

Elizabeth kept watching the distraught Marcia. Her grey eyes burned, but they remained tearless. It would be silly for both of them to be crying over the same man, wouldn't it?

"I'll get over him too," Elizabeth promiser herself. "I'll work hard and someday I'll look back and think how utterly silly I was, but oh — I wish I could forget as easily as Marcia does."

She went into her room and sat down at the dressing table. Her eyes were feverishly brilliant and there was a burn of color in either cheek. "If only I'd been a blonde instead of a redhead, maybe he'd have fallen in love with me instead of this Gabrielle Norton," she thought, "but — what difference does it make now? He's gone for good, and I have to carry on — at least until Marcia finishes high school and is self-supporting. Tomorrow I go to work for Dr. MacFee, but — it won't be like working for Jerry — nothing could be like that."

Marcia graduated from high school at eighteen and dallied about in business college for three years, taking one course after another and putting none of them to use.

"You're forgetting as fast as you learn," Elizabeth told her. "You should take a job, Marcia, and get some practical experience."

"I'm not going to work at any old thing and get into a rut like you have," Marcia retorted. "I'm going to wait for the right opportunity."

In the meantime Marcia was having a good time and Elizabeth was paying for it. Marcia borrowed Elizabeth's clothes. Marcia left her cast-off beaus about for Elizabeth to comfort. She nursed many a one of them through many a sorrow and she'd already had four rebound proposals.

Life was simply whirling about her in a dizzy circle and Elizabeth sat down to take inventory. Jerry Roberts had been gone over five years now, and he had a three year old daughter named Gabrielle after her mother. The Roberts' were expecting a new baby too. Dr. MacFee had said so. "In the meantime I've managed to dine and dance and laugh a little," Elizabeth thought, "but I still love Jerry Roberts. Marcia has forgotten about him but I can't. I love him and he belongs to someone else. For all my life I'll have to do without him."

Dr. MacFee came into the office two days later with a telegram which he handed to her silently. Elizabeth read it and sat down, her face drained of color. "I'm so sorry," she murmured, "so terribly sorry."

"It couldn't be helped, I suppose, Dr. MasFee said, "but it's tough on a man to lose his wife and baby at the same time. Having the little girl will help though. Give him something to do, something to work for."

Elizabeth nodded mutely.

"I'm going to ask him to come home and go in with me," Dr. MacFee added. "He'll probably want to be near his folks now that his father is

ailing and besides, someone will have to look after the youngster."

Jerry Roberts' wire of acceptance arrived before the week was over, but he said he'd be unable to come for a number of months. There were numerous business details to be cleared up regarding his New York practise, but he sent his little daughter to her grandparents in the care of a registered nurse.

Elizabeth went to see the baby. "You'd better come along, Marcia," she said, "After all, she is Jerry's little girl."

"She's her mother's little girl too," Marcia said passionately, "and I hate her. Gabrielle Norton made me feel unwanted and childish. I didn't like it. I don't want to see her daughter ever."

Marcia Hunter," Elizabeth exclaimed. "I do believe you're still in love with Jerry."

"Love, bosh!" Marcia retorted. "I'm not in love with anyone and I don't intend to be, but I'm going to get what I want. I'm going to have a lovely home and lovely clothes and I'm not going to work my fingers to the bone for them either."

Elizabeth went calling alone. Gabrielle Roberts had her father's dark eyes and her mother's cottony blonde hair.

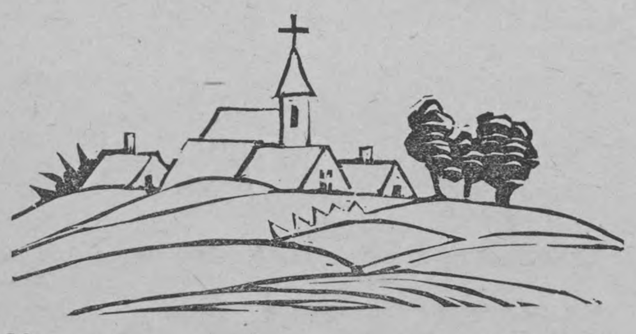
Jerry's mother thrust a lovely photograph into Elizabeth's hands. "Jerry says Gabe favors her mother," she said.

Elizabeth studied the picture and Gabe crawled into her lap. "That's my pretty Mommy who went to see God," she stated simply and Elizabeth's eyes flooded quickly. She hugged the little thing tightly and Gabe responded with trusting warmth.

"Honey, do you love Gabe?" she asked pathetically, her big brown eyes wistful. "Gabe wants loving."

"I do love Gabe dearly," Elizabeth said, her voice choked, "and I want her to come over and play with me often."

Gabe settled back comfortably. "Sleepy," she crooned. She sing-songed a little prayer and with amazing sagacity proceeded to examine her conscience. "I slapped kitty and stamped both feets and cried when Granny tried to wash me." she confessed. "Gabe's sorry she's been bad, dear Jesus." That over she promptly hummed a baby tune and fell asleep in Elizabeth's arms.



From that night on Gabe adopted the Hunter home and the Hunter cousins and drove Marcia to distraction. "Keep her from under my feet," she stormed. "I won't have it!"

"She's just a baby, Marcia," Elizabeth protested. "And besides she's cute."

Marcia's blue eyes narrowed. "There would not be any method to your solicitude, would there?"

"I happen to like Gabe for herself," Elizabeth said flatly. "Your comment wasn't kind, or necessary."

"But obviously true," Marcia retorted, leaving the room.

Elizabeth sat down. "How true?" she asked herself. "I really do love Gabe — but — it's because she looks like Jerry, smiles like Jerry, acts like Jerry."

On a Monday six months after Dr. MacFee had sent the wire of invitation to Jerry Roberts, he arrived. He was thinner than Elizabeth remembered him and his features were more finely drawnHe looked incredibly tired, but his brown eyes lighted when they rested on her.

"Elizabeth," he said, taking both of her hands in his. "It's good to see you. I hear you and Gabe are great friends." He kept smiling down at her and it was all she could do to keep her voice smooth and casual when it wanted to cry out in joy at the very sight of him.

"He's been unhappy," she thought tremulously, "and I must be thoughtful of him. I must make everything as easy as posible for him."

"Gabe's a precious little girl," Elizabeth said aloud.

Jerry Roberts looked straight into her grey eyes. "You and Gabe have a lot in common," he said.

That afternoon Jerry and Dr. MacFee disdiscussed the office. "We'll need a nurse full time now," Dr. MacFee said. "That means we'll have to find a receptionist and leave Elizabeth free."

Elizabeth rose from her desk and walked into the adjoining room. "Dr. MacFee," she said, "I —well I heard you talking and I was wondering about Marcia, my cousin?"

"Marcia!" Jerry exclaimed. "To be sure, Marcia. She was just a babe when I left, but a cute one. What's little Marcia up to now?"

"Up to breaking the hearts of all the young men in town," Dr. MacFee stated dryly.

"Just what we need," Jerry said lightly. **"She'll break them** we'll mend them, with Elizabeth's help."

Elizabeth smiled wryly. Jerry didn't know it, but that wasn't poetry he was giving forth. It was double-barreled truth.

Marcia wasn't going to take the job when Elizabeth told her about it. "It isn't what I have in mind," she said stubbornly.

"I know," Elizabeth answered, a dangerous

glint in her eyes, "but you will take it, won't you Marcia? From now on we'll share expenses equally."

Marcia looked at her sullenly and then agreed. "But I won't stay," she threatened. "I'm not going to sit in an office all day and grow old. I'm not going to make appointments over the telephone all day from fussy old hypochondriacs."

In the office Marcia was unreceptive and bored until Jerry Roberts came in. Elizabeth saw her straighten in her chair a surprised look in her wide blue eyes. "But this is going to be fun," Marcia crooned, looking straight at Jerry.

He returned her glance with friendly amusement.

Pay - day, Marcia bought Gabe a tiny pink pinafore with pink panties to match and Gabe wore the pinafore like a sun-suit against her velvety tanned skin. Jerry brought her over that evening to show Marcia and Elizabeth how she looked in it.

"To show Marcia," Elizabeth thought. "It was her idea entirely."

Honey," Gabe said ,switching her little pink skirts as she walked toward Marcia. "Daddy says I'm to give you a kiss for the pretty dress, Honey."

The arrow of hurt found Elizabeth again. "Honey," had been Gabe's special name for her, and now Marcia was "Honey" too.

Dutifully, Gabe pursed her mouth for the kiss and Marcia took her into her lap and cuddled her. Honey dripping from a spoon couldn't have been sweeter, and as the months flew by the honey kept dripping.

The whole town started talking about how Marcia Hunter was digging a pit for Dr. Jerry Roberts. Some night when the moon was bright and his loneliness was getting too much for him, he'd fall into it and Gabe would have a stepmother.

Elizabeth was hearsick. Marcia wasn't real enough for Jerry. Marcia didn't like Gabe. She had admitted it candidly again and again in private. "I'm not playin mamma to Jerry's daughter," Marcia said. "I'm barely twenty-two and she'd make me look older. After I marry Jerry I'll have that out with him once and for all.

Elizabeth contained herself as best she could. "Just what do you propose to do with Gabe if you marry Jerry?"

"No 'if' about it!" Marcia retorted smartly. "I'm going to marry him, and Gabe can stay with her grandparents. Jerry and I will move to New York where he lived before."

At the beginning of Jerry's second year at home he was spending nearly every spare evening visiting the Hunter girls.

"Really, Lizzie," Marcia said one evening. "I should think you'd have the common sense to leave us alone once in a while. After all he comes to see me. "

Elizabeth's face burned. "I have tried and . . "

"Naturally he asks you not to leave," Marcia cut in, "but it's so awkward, so—" She waved her hands in a gesture of helplessness and subsided.

Elizabeth walked out of the room, anger and humiliation struggling within her for dominance. When Jerry came that evening she did not leave her room. She could hear the soft murmur of Marcia's voice saying something about chocolate and sandwiches and then Jerry cut in.

"Where's Elizabeth?" he asked.

"Why — I think she went out," Marcia stated brazenly.

"Honey's in her room," Gabe corrected. "We sawed her through the window."

"Elizabeth isn't sick, is she?" Jerry persisted.

"Why n-no — she didn't say so," Marcia fended helplessly.

"I'll see," he stated. "I think something's the matter with Elizabeth. She looked as though she might be crying."

Hastily, Elizabeth dabbed away her tears and fluffed powder on her pale cheeks. When Jerry knocked at her door she rose to answer.

"You've been crying, Elizabeth," he said, and there was no denying it. She could feel the cool wet brushes of her lashes as she averted her glance.

"I've a — slight headache," she explained lamely.

"Then a walk in the open might help," he said steering her into the living room. "While you and Gabe make the sandwiches, Marcia," he stated, "I'm going to get Elizabeth out into the fresh air for awhile. We won't be gone long."

They walked and the moon was a silver boat in a deep blue sea, with a star hanging like a lantern above its prow to light the way.

"I love him," Elizabeth kept thinking, "and maybe I should go after him like Marcia does, use Gabe to win him. Oh, I could, but — I can't. I can't do it." The beauty of the moment became enhanced with jeweled-clarity. Jerry was beside her. There was the moon and the lantern star and a night fragrance in the air, and all this would never happen again.

"I'm thinking of marrying again, Elizabeth," Jerry announced suddenly, and her breath caught and hung suspended.

"Oh," she said. "Gabe — Gabe does need someone, doesn't she?"

"Yes," he answered gravely. "The responsibility is too much for mother now that dad's health isn't so good. It isn't fair to her." He paused. "As a matter of fact," he added ruefully, "It's not going to be fair to the girl I marry either."

"If she loves you," Elizabeth said in a thickening tone, "she'll understand."

They were almost back to the house and he hadn't said whom he was marrying. "It must be

Marcia," Elizabeth decided. "Of course it's Marcia."

Inside again they had sandwiches and chocolate and shortly Elizabeth excused herself. She'd leave him alone with Marcia. She'd go about her business quietly the way she always had. She wouldn't try to forget him, because it hadn't worked before and it wouldn't work now.

The following day Jerry left unexpectedly for New York to be gone at least a month, and Gabe was lost and lonely. She kept watch and was through the hedge and up the Hunter pathway the minute Elizabeth and Marcia came home.

After three weeks of Gabe in front of her, Gabe behind her, Gabe to the left of her, Gabe to the right of her, Marcia was sceaming wild. "'If he doesn't get back here and quell that beastly little nuisance I'll go out of my head."

"She's just a baby," Elizabeth said, "and I can remember when you were much more objectionable."



Sacrifice.

"That's because you weren't in love with my father," Marcia retorted nastily.

Gabe walked in on this discussion with an air of importance. "My daddy's going to get married," she annouced with all the subtlety of a bombshell.

The silence that followed bogged down of its own weight. "Married!" Marcia exclaimed sharply. "Who to?"

"Dunno," Gabe answered indifferently. She climbed into a fat chair and swung her brown legs. "Granny said—"

Her words ceased abruptly as her cat, pursued by a neighbor's dog whipped headlong across the lawn. She tumbled out of the chair, scurried to the window and flattened her nose against the glass. "Leave my kitty be you soup hound," she yelled.

Marcia caught her arm and jerked her round. "Never mind the cat," she said sharply. "What did your Granny say?"

"It isn't right to pump a child like that," Elizabeth protested angrily.

Marcia's glance was bright with fury. "I know what I'm doing," she snapped. "You keep out of this!"

Gabe's eyes romed from Elizabeth to Marcia in consternation.

Honey started dripping again. "Now tell Marcia what your Granny said," Marcia coaxed.

"Granny said daddy was going to get married," Gabe repeated.

"New York, married," Marcia mused and her anger mounted.

Gabe studied the hostile Marcia in bewilderment. She caught Marcia's hand and smiled up at her winningly. "You aren't mad with Gabe? You want to play with Gabe, don't you, Marcia honey?"

"Get away from me!" Marcia cried out. "I hate you! Get away. I never want to see you again." She gave Gabe a push, and instantly Elizabeth gathered the heartbroken baby into her arms.

"Don't you dare touch Gabe," she flared.

Marcia swung on her. "Good old Lizzie," she scoffed. Still crazy about him, aren't you? Oh I ynow all about your mad infatuation. He stepped out on you once before and now he's done it again!"

Be still!" Elizabeth commanded, her eyes flashing.

"When I get ready," Marcia retorted. "I'm through with your precious Jerry and with his grubby daughter and with you too. I'm clearing out of this town tomorrow and I'll never come back."

The next week was a madhouse. Elizabeth had to find and train a girl to take Marcia's place and she did Marcia's work besides her own in the meantime. Toward the end of the week, she received an airmail letter from Jerry asking her to advise Dr. MacFee that he'd be

back on the 1st. Elizabeth looked at the calendar. But today was the first. He must be in town already, and he'd come into the office any minute now and perhaps his new wife would be with him, looking lovely and fresh in her honeymoon clothes.

Jerry didn't come to the office however. He phoned Dr. MacFee and the new girl took the call. Before he hung up he asked for her and Elizabeth took the phone with a hand that wanted to tremble. "I'll be over to see you tonight, Elizabeth," he said. "I have a surprise for you."

She felt sick and weak after he left the line. She knew what it was, and she'd have to face it. She had dinner down town to delay the meeting as long as possible, and when she did go home there were lights and laughter in the house across the garden. She turned on her own lights and walked nervously from one room to the other.

As a forewarning of Jerry's arrival she heard Gabe's excited voice. "And daddy then Marcia pushed me hard and said she hated me and said 'get away' and she never wanted to see me again and she won't neither. Marcia doesn't live here any more. Only honey lives here."

Jerry's voice and a soft, feminine voice spoke together quietly and then Gabe protested shrilly. "But I want to see Honey right now. I don't want to go home." Jerry's voice started reasoning with Gabe, but Elizabeth couldn't make out his words. Then her bell sounded and she lifted her head proudly. "Congratulate him and wish her joy," she told herself. "This is where you get off again Miss Hunter, so do it gracefully."

She opened the door into a blue dusk which outlined Jerry Roberts. Across the garden path a misty figure walked beside a tiny blur which was Gabe.

"Wouldn't your wife — come in Jerry?" she asked.

"My wife!" he exclaimed and immediately Elizabeth saw her error.

"Oh," she gesped. "I — thought you were married in New York. I guess you haven't yet, have you?"

Jerry closed the door behind him. "No," he said abruptly.

Elizabeth's cheeks colored. "You said you were thinking of getting married and Gabe said you were going to be married and then you went to New York for a month, so—"

"Marcia did some rapid calculating," Jerry finished for her. He held Elizabeth at arm's length and looked into her eyes. "I went to New York to make up my mind about something, Elizabeth, and I've come back now — to you, if you'll have me."

She averted his glance. "But Marcia — I thought Marcia—"

"Marcia, Marcia," Jerry interrupted. "That the trouble. She seemed to love Gabe so dearly, Elizabeth, that I didn't know what was right. My mind said Marcia would be good to Gabe, that I ought to marry Marcia, but my heart rebelled— my heart kept saying 'Elizabeth'."

"But — I love Gabe too," Elizabeth said in a hurt tone. "You must have known that, Jerry."

"I knew you were very fond of her," he said, "but Marcia seemed to worship her; Marcia seemed to adore the ground upon which Gabe walked. I didn't know what to do." He dropped his hands, and Elizabeth walked to the black window and stared into nothingness.

"If Marcia had held her temper," she thought silently, "he'd have come back to her. He says he loves me, but even so he would have married Marcia if she had behaved herself. Now that he knows about her he has decided I'll make a better mother for Gabe and I — I don't want to be picked out like a — a governess."

Jerry was standing behind her, but he did not touch her. "I bought the ring nearly three weeks ago in Ne wYork, Elizabeth. Please say you'll take it, darling."

She didn't answer right away, and as though divining the reason for her hesitancy Jerry said, "I bought it for you, Elizabeth, not for Marcia, not for anyone else. I wanted to come right back and tell you, but I had some business to clear up for myself and for Dr. MacFee. I came as soon as I could."

He caught her by the shoulders and turned her around. "Look at me, Elizabeth. Look at my ring and tell me that you like it, that you'll accept it. I had it inscribed for you."

She took the golden circle with its blazing, blue-white stone in her hand.

"Read what it says," Jery pleaded, and his eyes looked frightened.

Elizabeth tilted the circle to the light. "With love to Elizabeth, from Jerry," it read. "June 22nd, 1941.

"That's the date I let my heart decide," Jerry said shakily.

Her own heart went light with overwhelming happiness that was like wine and song and flowers. She tilted her face to be kissed and then she was fast and safe in Jerry's arms. He hadn't known about Marcia's cruelty when he'd bought the ring. Marcia had only been gone a week.

She pressed her face tight against the comforting rough weave of his coat lapel. "You'll never be sorry that you picked me to mother Gabe, Jerry," she promised.

He kissed her hard, and then he said it again, only in different words that were like starlight and candlelight and the burst of sunshine through falling rain. "But I didn't, my darling. I picked you for my wife."

Give a Christmas Thought To

The Legendary Land of Santa Claus

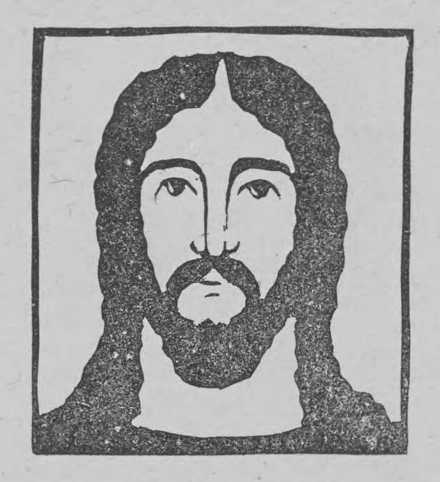
The Catholics living in the more populated parts of the world send greetings at Christmas time to their fellow Catholics — both the missionaries and their people—in the remote outposts of Christianity, is suggested by the Most Rev. Armand Clabaut, O.M.I., Coadjutor Bishop to the Vicar Apostolic of Hudson Bay. He urges, too, that these "remote Christians" be remembered in one's prayers.

This suggestion was made by Bishop Clabaut in telling how Catholic Eskimos in the far North, the mythical home of Santa Claus, sings hymns in Latin and in their native tongue, and otherwise participate in the liturgy of the Church. He speaks from the first hand experience of a missionary at Notre Dame des Neiges, "Our Lady of the Snows."

The Eskimos, Bishop Clabaut says, love to sing, and their rendition of the "Kyrie" and the "Credo" causes no little surprise to Whites who visit the mission chapels, usually when some boat reaches these remote harbours. The principal difficulty in organizing a regular choir, he adds, is the paucity of Christians living near the mission. "Here throubhout the year," he says, "there is one family of three. The others come only once or twice a year and do not stay long enough to really learn the offices and familiarize themselves with liturgical chant." But it is surprising how quickly they catch on to an air when it is played to them, usually on an old accordion.

Another difficulty is the smallness of the chapels. "How can you expect them to enjoy a lengthy liturgical office," he asks "when, crowded one upon the other, they can scarcely move to follow the service without jostling one another?"

There is a beautiful collection of 55 Eskimo canticles or hymns, some constituting a sort of chanted catechism, others honouring the special feasts of the Church's calendar. Tihs collection includes hymns in honour of Our Lord in the Blessed Sacrament or His Sacred Heart, the Blessed Mother and the Saints, the Pope, and one in honour of the Bishop. The musical accompaniments for these hymns are usually variations of popular



French airs or liturgical chants that are easy to learn and easy to retain.

"I doubt very much whether native Eskimo airs are adaptable to religious chants," Bishop Clabaut says. "They are too intimately allied with the dance to the rhythm of the drum, for that is their 'raison d'etre'. The words are interspersed with long refrains of 'ya-ya' which would create in our churches an effect that would be original to say the least. But one does not question the musical tastes of a people. When we are dead and gone, perhaps future Eskimo priests will find it pleasing to their ears to hear the praises of Notre Dame des Neiges sung to an accompaniment of their national 'ya-ya'.

"I do not think," Bishop Clabaut admits, 'that we have an indult permitting chants in the vulgar language during the solemn offices. We do it only because that was the custom of the missions when we arrived. Anyway, as soon as the Eskimos are capable of singing the Offertory and the Communion in plain chant this custom will fall into disuse of its own accord. When will this be? For the moment there are too many other things that must be taught."

The Eskimos have their special prayer book prepared by the Most Rev. Arsene Turquetil, Vicar Apostolic of Hudson Bay, which explains the principal prayers and has pictures of the Mass.

"These adaptations," Bishop Clabaut explains, "have to be read and explained, and the best way of doing this, in my opinion, is to read them and to comment upon them during the Holy Sacrifice itself while the different parts of the Mass are developing before their eyes. After many lectures of this sort, the majority of them derive real profit from their instruction.

"To assure the Eskimos a life of liturgical prayers, we follow the custom estblished by Bishop Turquetil. All prayers are recited in common and aloud. This assures a more active participation in the offices and ceremonies. But this does not interfere with telling them about mental prayer and explaining a very simple method to them.

"The Eskimos love to sing. The majority of them easily retain airs and have good voices. They know the principal part of the Requiem Mass as well as the "Kyrie" of the Mass of the Angels and the "Credo" which we sing every Sunday. Some repititions outside of Mass permit

them to become familiar with the Latin words and to give more attention to their voices. Naturally it would not be advisable to try to give them the Roman pronunciation according to the latest conclutions of specialists on this matter. But the results are very consoling and surprise the Whites who, from time to time, attend our services. They also know a few hymns: Tantum Ergo, Rorate Coeli Desuper, Attende Domine, Parce Domine, and others.

"The Rosary is recited evry Sunday and on feast days. This is also the usual way in which the Christians observe Sundays when they are in their camps far from the missions chapel. During the month of May, a short instruction is given daily following the recitation of the Rosary."

It would be a fitting observance of Christmas for Catholics the world over, whether crowded into vast Cathedrals or large meropolitan churches, or assembled in small parish churches, but in any event comfortably seated in well heated buildings, to give some thought to their Eskimo brethren—most of whom will be ice-bound and too far away from the scattered mission chapels to commenmorate this great festival other than to recite the Rosary. Let them think also of the missionaries in these frozen lands who, at best, have contact with the outer world but once a year, and sometimes not that frequently. Let them send a mental greeting to these remote Christians—both the missionaries and their people—and remember them in their prayers both at Christmas and throughout the year.

A boy was sent to a farm to get a turnip the size of his head. The farmer ran to the boy's mother shouting "Your boy is in my turnip patch tearing up all my turnips and trying his hat on them!"

It May Interest You......

MARIOLOGY

The image of the Virgin and Child was painted on one of the pillars of the Caaba and placed among the 360 deities of the three Arabias. In the time of Mahomet they were still there. After the massacre of the Holy Innocents, that valiant Arabic tribe rose in a body, and heedless of the enemy's superior numbers, attacked Herod's son, protected as he was by the Romans.

JOTTINGS

In all eggs the white becomes the embryo which gives life. The yolk is used only for nourishment in the process of development.

In Egyptian hieroglyphics the letter "A" was originally a picture of an eagle.

Aluminum has been on the markets not much more than a century. A Danish scientist named Oersted in 1825 found a way to remove it from soil and rock with the help of heat. It brought $542 a pound.

In Rome a Jesuit father who teaches canon law can repeat the whole of the Code of Canon Law in Latin, a book which runs into hundreds of pages.

Elihu Burritt, "the learned blacksmith," of New Britain, Connecticut, was able to speak fluently in about 100 languages.

Frank La Forge, the famous pianist, could play more than 4,000 difficult composition without notes. Birds have air sacs to ventilate their lungs. The sacs also hold extra "breath" for long notes.

A wolf usually mates for life. Upon the death of its companion it seldom joins wolves on forays. Thus the expression "lone wolf."

America's first industry was a glass factory at Jamestown, Va., in 1608.

The 68-year-old parent navel orange tree at Riverside, Calif., still bears fruit. Its 9,000,000 descendants grow in all corners of the earth. An electric eel is not an eel but related to the catfish.

NEVER KNEW

I never knew that ... the American whaling industry began at East Hampton, Long Island. Shinnecock Indians taught the art of harpooning to the settlers. There are no national holidays in the United States. Each state has jurisdiction over its own. The first postage stamp was issued in the United States in 1847. Toronto is farther South than Seattle. The wardrobe on a war vessel is where they hold meetings and dine. The first detective story writer in America was Edgar Allan Poe. Graham flour was named for Doctor Sylvester Graham, 1794-1851, early American specialist in diet. Haversian canals are the little tubes in bones for blood vessels. The meat-chopper was invented 104 years ago. The Washington Post March was dedicated to the newspaper of that name. "The Spirit of '76" was painted by Archibald N. Willard in 1876. Blondes have the most hair. A pinto horse is mottled, black and white. A "stone" is equivalent to fourteen pounds in British weight. Chickens have four toes not counting the spurs.

For A Smile

A man who had worked his way up from excavating passed away. Wonderful floral exhibits were placed around the remains. His widow moved around the room examining them. Observing a floral anchor set on the rug, she cried: "Whoever sent that beautiful pick!"



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

CHAPTER II

As the nurse had prophesied, Michael's eyes were the serious gray of his mother's, and his hair the same pale gold — smooth and fine and straight as silk. From the beginning he seemed to realize his father disapproved of him, of his habit of listening quietly to all that went on, of sitting long hours with a piece of crayon in his hand, making pictures.

But his mother was very gentle. Often he would take his drawing things and creep into the little room where she sat writing. He loved that little room, its walls lined with books and the high, wide windows that looked out over the park. On sunny days pigeons would strut along the window sill, making strange noises in their throats. Michael loved the pigeons. He would feed them bits of corn and pretend to draw their pictures in his book.

But he never stayed very long. Elizabeth would come after him and forcefully lead him away. Elizabeth was his nurse, and a great strong woman with a red face and large powerful hands.

"You know you're not to be in your mother's room when she's writing," she would scold. "How many times must I tell you?" But Michael knew she was not really cross. Elizabeth was never cross. Elizabeth loved him, and so did his mother. They both said that some day he would be a great artist and paint pictures for the whole world to see.

By the time Michael was seven, and attending the nearby public school, twin daughters were born to Prescott and Diana. They were black-haired and lively and the image of their father. Michael could talk of nothing else.

"You should see them," he told his little friend, Nicholas Lavinoff, who was in his grade at school. "My father says they will be beautiful some day. He is awfully proud of them. I heard him say so."

Nicholas scoffed. "We have twins at home," he said. "Girls, too. They are no use. They cry. Would you like to see them?"

Michael stared into the impassive brown face of the little Russian-American. He knew Nick's father had a grocery store ten blocks away. He knew that he should not go to strange places without asking. But the temptation was very great. Twins were such wonderful things.

"I'd have to ask Elizabeth," he said doubtfully. "I can't talk to my mother because she is writing a bokk. But what are their names, Nick?"

"Tascha and Anna. They will sing you a song if you come."

Michael sighed. It was a hot afternoon in late September. It would be such a long walk back to the apartment to ask permission. He looked at Nick, and smiled.

"I'll come for a little while," he said.

The Lavinoff shop was on Amsterdam Avenue, with the great bulk of the elevated rearing before it and casting a patern of shadows across the windows. To Michael, it represented a strange new place of adventure. As they went in the open door, he looked at Nick shyly, but the latter was unconscious of any novelty. He had been born in this place of fruity smells, of walls lined with bottles and cans and labeled packages. He knew nothing of apartments on Central Park, of windows that looked out at clouds, of broadloom carpets beneath one's feet.

A burly man in white apron looked up as the two boys entered.

"Well?" he demanded. What brings you home so early from the school, Nicholas And who is this boy?"

The voice was gruff but kind. Nick put a grimy paw on Michael's shoulder and pushed him forward.

"Michael's from school. He wants to see the twins."

A slow smile spread over Mr. Lavinoff's

heavy features. He bent over and peered into Michael's eyes.

"Come in, little one," he said. But even as he spoke, there came a sudden wailing from the dim recesses back of the store, then a woman's sharp voice.

Mr. Lavinoff sighed. "Mama is not so good today, Nicholas. See what may be the trouble. It is the old pain, no doubt. The babies are not good for her, so fast."

Perplexed, Michael gazed at the burly shopkeeper, then turned quickly as a chubby girl of three, with tightly braided hair and dirty gingham dress, burst into the room. At her heels was a pale thin woman, in a faded wrapper.

"Little brat! Come here when—"

"Mamma, Mamma, ... you must not be so noisy! It is not good. We have a visitor . . . "

Mishael stared at the woman. She had piercing black eyes and her thin hands were convulsively locked together. Seeing Michael, she stopped. Before that strange and impelling gaze the boy felt his cheeks burn. He was a litle frightened as she came up to him slowly and took his hands in hers.

"Who is this, Nicholas?"

The boy laughed, and made a threatening gesture at his little sister. "Him? He's Michael, a boy from school. He wants to see the twins. Where's Anna, Tascha?"

The small girl blinked stormy eyes. "Gone," she said, surveying Michael with a solemn stare.

"Where's she gone? Come on, tell me ,or I'll beat you!"

Michael gasped. "Oh, Nick, don't! You must not hurt her!"

He could feel the strange burning gaze of the woman, the tolerant placidity of the man behind the counter. There was something frightening about it all, the way they stood and stared at him. He felt strange and alien, yet fascinated beyond words.

"I've got to go," he said suddenly, and turned toward the door. But Nick grabbed his arm, while Mrs. Lavinoff rose swiftly and barred the way. Her voice was low and enticing.

"Ah, but you must stay, little friend," she said gently. "See, we shall go into the parlour, and there will be supper. And my Anna and Tascha will sing us songs."

"Yes," said Mr. Lavinoff. "We want our Nicholas to bring home good boys from school." And he spread his thick hands in amiable benediction.

For years to come Michael was to remember that late afternoon in the Lavinoff's stuffy back parlour—the strange little girls, the odd food, the sounds that filtered through from the shop out in front where Mr. Lavinoff continued to conduct a desultory business. It was all fascinating, somehow, and the world of Elizabeth, of his mother and father, seemed very far away.

The food was strange. He had refused at first to sample the dishes of little cakes, pashki and kulichi, which Mrs. Lavinoff proffered, but at the look in those burning eyes he had succumbed. Seated in a red plush chair near the cluttered fire-place, he found the afternoon filled with adventure. He began to be very happy. These odd people were so kind, almost as though he were grown-up. Even the room, with its overbearing untidiness, seemed to speak its love for him, its respect. It was as though he had been a king, visiting his people.

Later the twins sang, in flat minor voices. They were not yet four years old, but already they had the pale serious faces of Russian womanhaad. Occasionally Mrs. Lavinoff plucked a strange instrument, while from the shop came the lusty voice of her husband singing words Michael could not understand. It was all very odd and wonderful, this being with strangers.

The shadows were beginning to lengthen before Michael could tear himself away.

"Here is a fine apple for you," said Mrs. Lavinoff as he stood at the door. "You are a beautiful boy. You will come again with my Nicholas, no?"

Michael nodded. He was no longer afraid of the woman's penetrating gaze, of her restless hands that kept stroking his hair. He looked now at the little family before him — the burly white - aproned father, the small girls, his own chum, Nick — with a desperate feeling of longing. It was so safe here. And they liked him. With a sudden gesture of affection he threw his arms about Mrs. Lavinoff, then about her husband, and took to his heels.

It was past seven o'clock. The streets were filled with people returning home from work, and an express train roared past on the elevated like some great dragon. Michael threaded his way through the crowds, the apple joggling in his pocket as he ran. Up a side street of dull brownstone houses he sped, the warmth in his heart dying away as he thought of the explanations to come. He had been told over and over again never to visit strange houses. Elizabeth would scold and scold, and perhaps she might even tell his mother.

Suddenly his heart froze. His father! He had forgotten all about him, but he was home these days. For a month he had been in Mexico on some business, but two days ago he had come back. Struggling for breath, Michael turned the corner that brought him onto the wide avenue facing the Park. Before him rose the tall illuminated bulk of the apartment house that was his home. He could see the familiar figure of the doorman, very tall in his blue and gold livery, standing under the canopy of the front entrance. There were the taxis, parked in a long and yellow line, the hurrying figures of the passers-by, the

little old man who sold newspapers by the bus stop. It was the same as it had always been, and yet there was a difference. Shivering slightly, he scurried though the side entrance.

It was warm inside. Michael disregarded the elevator and started up the nine flights that led to home. No one was in the long carpeted corridor, with its rows of potted palms and many hanging mirors. Perhaps . . perhaps only Elizabeth was at home. He moved stealthily down the hall and stopped before a door. His heart was pounding after the long climb. Involutarily his fingers closed around the apple which Mrs. Lavinoff had given him. There was something reassuring about its round hardness. He pushed open the door and went in.

As he entered the hall, he could see that the living romm was flooded with light. There were sounds of voices and someone had turned on the radio. As the door clicked behind him the voices ceased.

"Well, Michael?"

It was his father who spoke, his lean dark face somehow ominous and sinister. With his hands clasped together, Michael went slowly into the big room. His parents were alone before the fire place, sipping coffee from little cups. He eyed them as though they were strangers.

"I'm sorry I'm late," he said, and went quick-over to his mother. "I was at Nick's house. They made me stay. The little girls sang and . ."

Diana frowned. She had been working all afternoon on the book and her head ached.

"You know you're not supposed to go off without asking," she said sharply. "Your father and I have been so worried!" But even as she spoke, she had put her two arms about him.

"Why darling, you're cold!" she cried. "Prescott, feel his hands. They're like ice. Goodness, this autumn weather . . . . "

From across the room, Prescott Peters slowly approached his son. Michael, looking up at him, shivered anew. His father at the best of times was tall and dark and strong, but tonight he suddenly seemed to have grown to enormous measurements. He paused in his walk and turned off the radio. His mouth was grim.

"He won't be cold long," he said sharply. "Will you, Michael?"

Michael lowered his eyes. "I didn't mean to stay so long," he quavered. "Truly I didn't! But they liked me . . . they said so . . . and we had little cakes with seeds in them . . . "

He lifted frightened gray eyes to the man before him, and then suddenly was in tears.

"Mother, I didn't mean to do wrong! Nick has twins, . . . and I wanted to see if they were as nice as ours!"

Diana smiled, and ruffled the blond head that had buried itself on her lap. "There, there," she comforted. "Run along out to Elizabeth. She's kept your supper hot. And when you're through, I want you to try on a new suit I got you this afternoon."

Prescott snapped his fingers. "Just stay where you are," he commanded. "Diana, you baby the boy too much. He's got to learn to obey orders. He's got to be made to suffer for being disobedient."

"Suffer?" Diana gazed at her husband incredulously. "But you can't punish him when he only forgot!"

Yet she knew her words were futile. Long ago she had learned the hard conceit that claimed her husband's soul, that made him an unflinching taskmaster with himself and with. others. It was this tenacity of will that drove him on in his work, that made him dream of being a leader of men in the United States. People were soft, undisciplined. They needed to be taught unity of purpose, to be led by a man who knew to rule for the common god. Once she had admired that ruggedness in him. Once she had thought herself lucky to have been chosen to be his wife. But now she clutched her child closer, while her whole soul revolted as she saw her husband draw near.

Prescott's lean hands folded together, as he stood towering over the woman and child before him.

"How old are you, Michael?"

"Seven, father."

"Not a baby any more."

"No, father."

Suddenly Diana got up from her chair and faced her husband. Her whole body was tense with suppressed emotion. Her eyes were blazing but her voice, low and clear, cut across the room with deadly assurance.

"You're not going to touch him."

"No, my dear? Not after he disobeyed orders?"

"I told you he forgot."

"The h—l he did! He knew very well what he was doing. Michael, did you forget you were never to go to strange places without permission?"

A cold fear came into the boy's soul. He felt sick and dizzy. It was not alone his father who terrified him, but the stricken look that had suddenly come into his mother's eyes. He saw her for the first time as unable to comfort him, to ward off danger.

"No, I didn't forget. Only I didn't think it would matter very much . . . "

The words froze on his tongue and he buried his face against Diana once more.

"It's not fair!" he choked. "Nick's father loves him . . . he's not mean to him . . . "

"Oh, so I'm mean?"

"Prescott, he's too little . . . "

"So you think you can do as you please around here!"

"Prescott, please! Just this once . . . "

(To be continued)

? THE QUESTION BOX ?

When nurses attend Mass they usually wear only their professional caps. Now these leave the greater part of the head uncovered. Didn't St. Paul say it was a disgrace for a woman to pray with her head uncovered?

He did. And the Code of Canon Law (canon 11262) prescribes that women should assist at divine services in modest dress and with head covered. As far as nurses' caps are concerned, by custom at least they are considered as sufficient, even though they do not cover the entire head. Your question might be applied also to many women's hats.

What are the obligations of a sponsor for the sacrament of confirmation?

Sponsors are appointed in this sacrament in order that they may watch over the one confirmed and may see to his Christian education, especially if the parents are dead or neglect their duty. Generally speaking, the sponsor at confirmation fulfills this duty only when it has been neglected by the parents and by the god-parents appointed at the time of baptism.

Why is a marriage between two non-Catholics before a minister valid and a similar ceremony between a Catholic and a non-Catholic invalid?

When our Blessed Lord was on earth He raised the marriage contract to the dignity of a sacrament. When He left the earth the duty of administering the sacra ments was committed to the Church which He founded. Now the Church has ruled that the presence of a priest and two witnesses is necessary when one of her children enters into the marriage contract. Without these the marriage is invalid. The Church insists upon this in order that the faithful realize the sacredness of the contract. The Church does not legislate for those who are not numbered among her children.

Why are some Saints called "Doctors of the Church?"

Three things are required before anyone can be called a "Doctor" of this kind: preeminent learning, heroic sanctity, and the conferring of the title by the Pope or General Council. The accent is on the wisdom and acumen of the Saint, and the title is never given unless he is fitted to be not only a doctor 'in' the Church but 'of' the Church as well.

Please tell something about the "Little Office of the Blessed Virgin."

This consists of psalms, lessons and hymns, fashioned after the style of the Roman Breviary that priests recite. It is said in honor of the Blessed Mother and is shorter than the Office that priests ordinarily recite. It was known as early as the 8th Century, and is recited even in these times by religious Orders. It can be recited by anyone who wishes, and many Sodalites chant it weekly at their meetings. All priests formerly had to recite it in addition to their other Office.

Is it true that pilgrims have to kiss the feet of the Pope?

Not all pilgrims have access to the Pope, but those who do are expected to conform to the traditional customs of the Roman Court.

This is an old custom that was universally practised in the Orient. All visitors to Kings and Emperors had to prostrate and kiss their sandals. This act of homage was paid not only by Kings who visited the Pope, but also by Popes who visited Kings.

Actually, the kiss is given on the golden cross woven upon the sandal worn by the Pope, to show that the honor is for the Son of God and not for any mortal man.

Why don't priests wear beards?

In early days, shaving was considered effeminate. Customs changed and when priests at Rome began to shave, others among the Greeks were excited to ridicule and even to contempt. In the 16th Century many of the Popes wore beards, as their pictures show. Laws were tolerant, saying merely that whiskers should not be too long!

In the 17th Century there came the present custom, and that has been generally observed to this time. Some Orders, such as the Capuchins, wear beards all the time, according to tehir laudable customs. Many of the Oblate missionaries wear beards, as a protection against the weather where they live.

If I told the priest that my last confession was ten years ago, was that enough or should I have added that I missed my Easter duty so many times?

Generally speakinng it would not be necessary in such circumstances to mention having missed one's Easter duty. In such cases it is usually understood that this duty has not been complied with though, strictly speaking, the Easter duty has reference only to the reception of Holy Communion during the Easter time. The duty of confession is "once a year." Often when a person has been away from the sacraments for a longer period of time, the confessor will remind him of the Easter duty.

At times I smoke before going to Holy Communion. Is this permitted? It has worried me some.

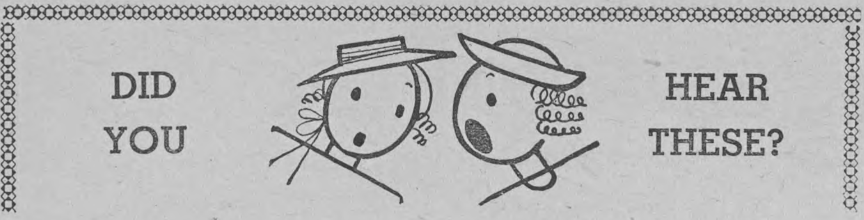
Smoking does not break the natural fast prescribed before the reception of Holy Communion and hence one may receive after smoking. In all truth, however, I do feel that the respect and reverence which our Lord deserves should urge us not to smoke at such a time. We are very careful concerning the rules of etiquette in our dealings with others, but forget or ignore them when we deal with our Savior.

There are serial stories on the radio which I like to listen to. Some of these have divorces. May one listen to them?

This alone would not forbid our listening to these stories for if that were the case one would hardly be permitted to read the papers. The condoning of divorce and other evils on radio programs is nevertheless to be deplored. One sees and hears such things so much that one comes to belive that they are no longer wrong. Yet they are wrong—always have been and always will be.

Please tell me whether it is a sin to pray to win money on chances. I hope not, as around here they play beano and we take chances, and they also have a door prize of fairly good proportion.

It is not wrong to pray for a favor of material nature, always under the condition, of course, that it is or will not be harmful to the one asking the favor, meaning that it be God's will.



"Lulubelle, when we gits married you-all ain't gwine to give up dat good job yo' has, is you?"

"But ain't we gwine to hab no honeymoon an' take our trip on de train somewhar?"

"One ob us might go, honey. Dey ain't a thing holdin' me, but yo's got 'sponsibilities."

* * *

The hill was steep and the load heavy. The donkey did his best, but at last he stopped and would not budge another inch.

Just then the driver saw a man passing.

"Excuse me," he said, "but could you help me get this load on top of the hill? It's too much for one donkey."

* * *

The teacher was explaining the difference between the stately rose and the modest violet.

"You see, children," she said, "a beautiful well-dressed woman walks along the street, but she is proud and does not greet anybody—that is the rose. But behind her comes a small creature with bowed head — "

"Yes, mis, I know," Tommy interrupted. "That's her husband."

*

A rather deaf old lady found herself sitting beside a physician at dinner. She asked: "Should I call you Dr. T— or Mr. T—?"

"Call me what you like, madam," he replied, and added genially: "Some of my friends call me an old fool."

"Ah," she rejoined, not hearing correctly what he had said, but anxious to be pleasant, "those are the people who know you intimately!"

* * *

"Hab you voted, Rufus?"

"Yassah, I'se voted."

"How did you-all vote?"

"Well, it was dis way. Ah meets a Republican on de street an' he gibs me 'leven dollahs to vote his ticket. An' Ah meets a Democrat an' he gibs me seven dollahs to vote his ticket. So Ah voted fo' de Democrats."

"But de Republicans gib you de mostest money."

"Yassah, dat's jes' de pint. Ah voted fo' dem Democrats 'cause dey is de least corruptest."

* * *

"No, sah, Ah doan't neber ride on them things," said the old colored-lady, looking in on the merry-go-round. "Why, de other day I seen dat Rastus Johnson git on an' ride as much as a Dollah's worth an' git off at the very same place he got on at, an' I sez to him, 'Rastus,' I sez, 'Yo' spent yo' money, but whar yo' been?"

*

A real estate man who was always talking of sales of thousands of dollars, was greeted one evening by his 11-year-old son, who announced:

"Well, dad, I've sold the dog."

"You've sold the dog?"

"Yes."

"What for?"

"Ten thousand dollars."

"Ten thousand dollars! What are you talking about? Where is the money?"

"I didn't get the money, Dad," responded the son. "I got two five thousand-dollar cats for it."

There was a young fellow named Izzie
Who went for a drive in his Lizzie.
His view of a train
Was hidden by rain
Alas for poor Izzie, where is he?

*

A parrot was sitting in the salon of a luxurious steamer watching a magician do tricks. The magician served notice that he was now going to do a trick never before accomplished. He pulled up his sleeves and then proceeded to make a few fancy motions. Just at that moment the ship's boilers blew up, demolishing the ship. About five minutes later, as the parrot came to, floating about the ocean on a piece of drift wood, he muttered: "clever, clever."

Somewhere or other we ran across this: "Confound you, sir," said the general, "why don't you be careful? Here instead of addressing his letter to the intelligence officer, you have addressed it to the intelligent officer. You should know there is no such person in the army!"

Two travellers returning home late at night lost their way. One said: "We're in a cemetery; here's a gravestone."

"Whose is it?" asked the other.

Striking a match, the more sober one replied, "I don't know, but he died at a good age—175."

"See who it is," said the other.

Another match was struck—"I don't know him, some fellow called Miles from London."

Farmer: And another thing, we have a bull on this farm that gets mad as heck when he sees pink!

Cute Visitor: Gee! I thought it was red that made bulls angry.

Farmer: Ha, ha! This bull's a sissy.

Doctor: "Great Heavens! Who stuffed that towel in the patient's mouth?"

Patient's Husband: "I did, Doc. You said the main thing was to keep her quiet."

Gracie—Well, my brother never says: "Hello"—he says: "Honk, Honk!" Of course, that is . . .

George—Your brother says: "Honk, Honk?"

Gracie — Yeah — when he's crossing the street. You see, he doesn't want people to think he hasn't got an automobile.